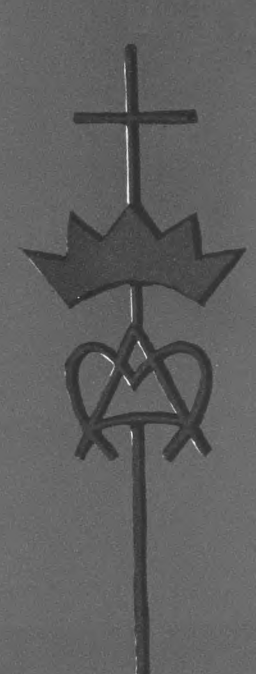
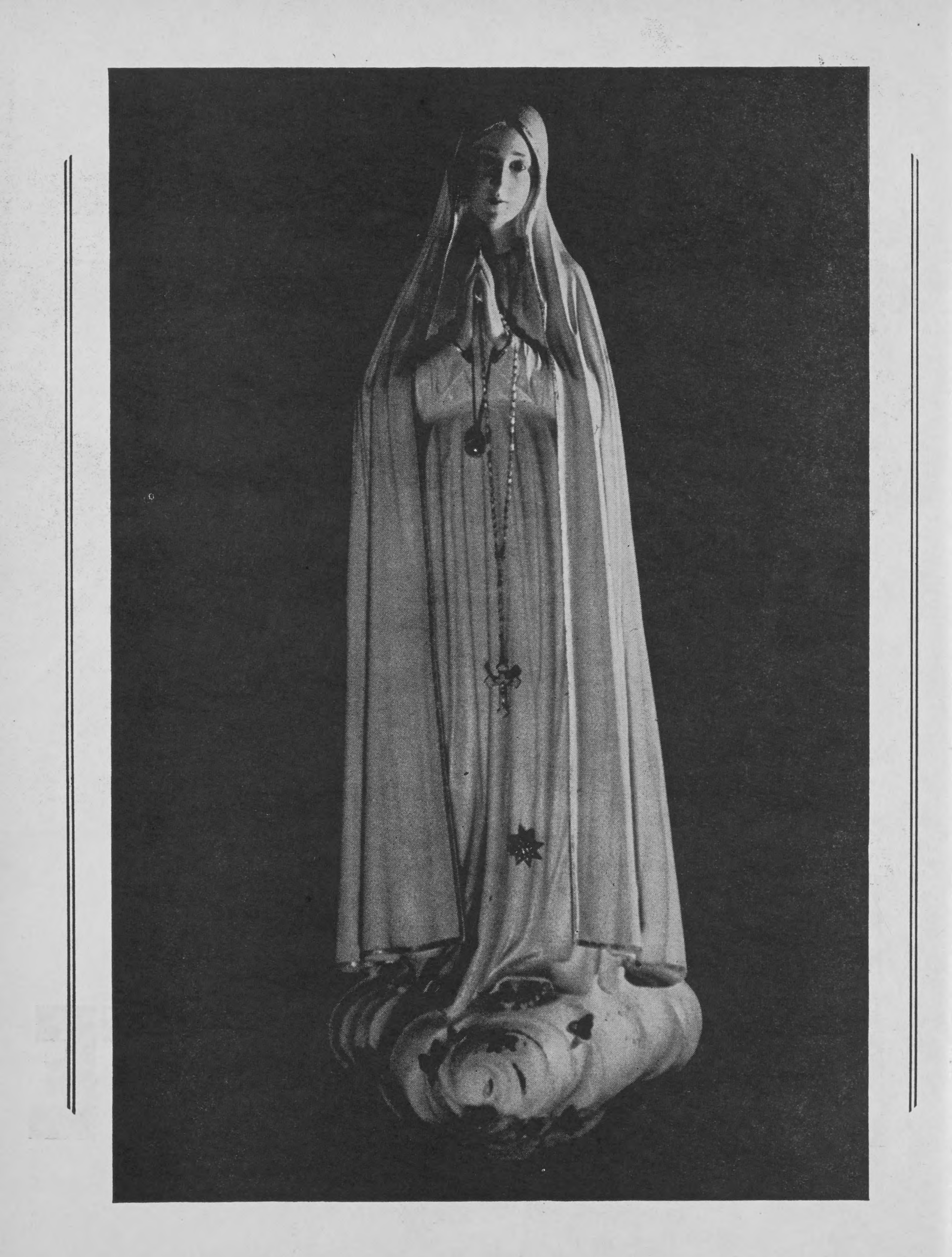
Maerz
1948



DER MARIENBOTE



Der Marienbote



Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: „The Marian Preß", 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $2.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $2.00 a year. Authorized as second class mail, Post Office Dept., Ottawa.

Schriftleiter — H. Krawitz O.M.I. — Editor

No. 6 Regina, Sask., März 1948 16. Jahrgang

Dies und Das

Ostern entgegen. Langsam wird es wieder anders dort draußen in Gottes weiter Natur. Heute geht die Sonne um einen Bruchteil der Zeit später unter, als sie es gestern tat. Und morgen wird sie noch länger bei uns bleiben als heute. Jedes Mal, wenn sie jetzt kommt, wird sie das Licht ihres Morgens und ihres Abends tiefer in das Dunkel der Nacht drängen, und es wird Licht um uns werden und langer, immer längerer Tag.

Und dann wird das Antlitz der Erde plötzlich erneuert ein. Wir werden den Frühling sehen mit seinem frohdrängenden Hoffen und mit seinen vielen Erfüllungen. Heute ist er zwar noch nicht da. Es ist immer noch kalt hier bei uns. Und doch liegt das Andere bereits in den Lüften. Vor zwei, ja, vor einer Woche noch war es so, daß wir nur den harten Schnee sahen und das noch viel härtere Eis, wenn wir hinausschauten in den grimmen Winter. Heute schauen wir über alles das hinweg, denn die Sonne, die immer höher steigende Sonne, wird uns täglich mehr zur Hauptsache. Wir können ihr helles Strahlen einfach nicht mehr übersehen.

Tief drunten unter der starren Schneedecke beginnt sich wohl hier und da bereits ein Keimchen zu regen und zu strecken. Wir sehen es zwar nicht, wir fühlen es aber tief in unserem Herzen, daß es so sein muß. Denn auch in uns beginnt nun wieder etwas lebendig zu werden, was einen ganzen langen Winter geschlafen hat. Wir empfinden so etwas wie Sehnsucht nach Wärme, nach Sonnenlicht und grüner Au', wo alles schön ist und rein und unberührt von jeder Häßlichkeit menschlicher Lüge.

Licht gibt das erste Wort der Hoffnung, und Trostlosigkeit herrscht nur dort, wo auch nicht das allerkleinste Tagesschimmern ist, das uns den Weg zur Helle zeigen könnte.

Es wird der Frühling kommen, und wiederum werden sich viele Menschen fragen: Warum macht er nur die Vöglein glücklich und die Gräser und die Blumen? Warum kann er nicht in unserer Brust erwecken das Lied der neuen Freude?

Die Freude des Menschen hängt halt nicht von der Sonne ab, wie es bei den Vöglein ist und bei den Blumen. Der Mensch braucht etwas, das

Statue Unserer Lieben Frau von Fatima. Sie steht in der Basilika, die zu Ehren der hl. Jungfrau in Fatima erbaut wurde. So soll die Gottesmutter ausgeschaut haben, als sie im Jahre 1917 den drei Kindern erschienen, von denen unsere Erzählung „Des Herrn Markus heilige Sorgen" spricht.

höher steigt als die Sonne, und das tiefer greift, als ihre Strahlen jemals greifen könnten.

Das Christentum hat uns gesagt und sagt uns heute immer noch, was dieses ‚Etwas' ist. Und immer, wenn es Frühling wird, deutet die Christenheit auf einen ernsten Karfreitag und auf einen jubelnden Ostersonntagmorgen.

Wäre es nicht der Mühe wert, die Botschaften des Karfreitags und des Ostersonntags einmal mit Vernunft und Herz zu prüfen?

Wir richten uns mit diesen Worten wahrhaftig nicht an die Ungläubigen. Wir meinen hier wirklich die Glaubenden unserer Tage. Jene, die das Osterlicht eigentlich lebendig in sich tragen sollten. So lebendig, daß die Ungläubigen in freudigem Erschrecken aufstehen und rufen: Jetzt endlich sehen wir, wonach wir solange gesucht. Schaut dort, das wundersame Licht in den Augen jener Menschen, schaut nur, wie sie lieben und wirken und opfern und — glauben! Und alles tun — weil sie glauben! Und ganz anders sind als wir — durch ihren Glauben!

Der Glaube ist halt eine große Sache — die wir nicht mehr zu haben scheinen.

Das Alte und das Neue. Es gab einmal Jahrhunderte der Heiligen. Jahrhunderte der heiligen Christen, genau so wie unser Jahrhundert ein Zeitalter der unheiligen Christen ist. Es gab einmal Zeiten, wo die Menschen noch stark an die Macht und die Notwendigkeit der Gnade glaubten, genau so wie man heute die Gnade ausgeschaltet hat. Es gab einmal Tage, wo man alles nach dem Grundsatz tat: „Baut nicht der Herr das Haus, dann mühen sich umsonst, die daran bauen", genau so wie man heute sagt: „**Ich** will bauen, und **meiner** Hände Werk wird sein, was ich da schaffe und gründe."

Die herrlichsten Kathedralen, die fruchtbarsten Klöster, Spitäler, Erziehungsheime wurden in der Kirche Gottes immer dann gebaut, wenn sie arm war an Geld, und überreich an Gottvertrauen und Gotteseifer.

Heute suchen wir uns einen guten Finanzmann, wenn wir etwas Neues gründen wollen. Jeder Ziegelstein muß klug erhandelt sein — während die Heiligen in jeden Stein den Geist ihres Betens und ihres Glaubens hineinhauchten, auf daß die Mauern, die daraus erstehen, nicht nur Jahrhunderte bleiben, aber auch jahrtausendelang festhalten das Segnen Gottes des Herrn.

Es gab einmal Zeiten, in denen sich ganze Geschlechter bemühten, frömmer und gottesfürchtiger zu sein als ihre Vorfahren es waren — genau so wie wir heute uns bemühen, alles Leben und alles Planen dem zwanzigsten Jahrhundert anzupassen. Dem Jahrhundert der Kontrakte mit Menschen und dem Jahrhundert, das keine Bündnisse mehr eingeht mit Gott. Wo selbst fromme Menschen derartige Bündnisse als ‚unpraktisch' und ‚unwirklich' behandeln.

Wenn wir nur wüßten, wie sehr uns der Dreieinige Gott heute bereits, trotz Predigt, Meßopfer und Sakramente, zur Unwirklichkeit geworden ist! Wie erschauernd kalt es dort weht, wo wir in unserer Blindheit immer noch Wärme zu haben meinen. Wie trotzend sich die Selbstsucht über alle Berge erhebt, die wir immer noch Golgata und Kreuzhügel nennen. Wie unfromm wir geworden sind, die wir Frömmigkeit predigen! Und ungläubig, die wir uns zum Glauben bekennen!

Wenn wir nur wüßten, wie schuldvoll wir sind, weil wir das Alte, das Uralte, das Ewige: Gott! übergehen, um recht viel Bewegungsfreiheit zu haben, uns dem Neuen anpassen zu können. Dieses Neue ist das große **Ich**, und wir lieben es. Auch in der Kirche lieben wir es — in unserer Kirche, deren Beter nur noch hier und da vertraut sind mit dem Geist, der aus den Klageliedern Jeremias' weint.

Ostergnade. Es scheint vielen immer noch nicht bekannt zu sein, daß der Besen Gottes bereits ein furchtbares Auskehren begonnen hat, und daß dieses Auskehren noch lange nicht zuende ist. Wenn wir, das Christentum, nicht zur Einsicht kommen, was der gottfremde und gottentfernte Zustand der heutigen Welt eigentlich bedeutet, wie gottbeleidigend er ist und wie er jetzt schon ganze Geschlechter, die noch nicht geboren, vom Meister aller Dinge losreist, dann muß Gott uns eben zur Einsicht bringen.

Oder meinen wir wirklich, es sei bei uns alles ganz richtig und recht? Es stimmt wohl, hier und

---

Glaubst du an das Reich Gottes? Dann mußt du unruhig werden!

St. Bernhard.

da gibt es Länder, wo die Kirchen sich des Sonntags immer noch füllen. Und wir schauen über die Scharen und freuen uns.

Wo aber sind die vielen, die ebenfalls in der Kirche sein sollten und nicht da sind? Wo ist die brennende Sorge um Gott in ihrer Seele? Und wie tief sind Gnade, Glaube, Lieben und Gott in den Herzen jener, die wir vor uns sehen?

Sorgen uns derartige Fragen noch? Sind wir Christen von heute Seelenmenschen und Seelenjäger?

Wir haben allen Grund, den Sinn der Ostergnade nicht nur zu nennen und zu predigen, aber ernstlichst zu prüfen. Wirklichkeit der Wirklichkeiten ist sie, und was sie fordert, heißt Tod und Auferstehung. Tod dessen, was wir sind und was wir lieben, damit das auferstehen könne, was Christus in uns gründen möchte: Das wahrhaft Heilige im Denken, im Glauben, im Wünschen, im Handeln, Beten, Lieben, in einem neuen Aufgehen in Gott, so daß ‚nicht mehr **Ich** lebe, sondern **Christus** in mir'. So daß das **Ich** übermenschlich wird, verchristlicht und durchgöttlicht.

Man sagt, solche Dinge seien für die Heiligen. Man sagt aber nicht, daß die Christen Heilige sein müssen, und daß man sich zum Verbleiben in der Unheiligkeit bekennt, wenn man dieses böse Wort „nur für die Heiligen" immer wieder von neuem ausspricht.

Die Tatsache, daß derartige Gedanken und Wünsche noch nicht ganz tot unter uns sind, daß wir hier und da noch von ihnen hören und lesen, ist unverdiente Gnade. Seit dem erste Ostermorgen ist sie unter uns, und sie wird nie mehr ganz von uns gehen. Und Gott bedient sich der allerverschiedensten Menschen, die Wahrhaftigkeit dieser Gnade in die Welt hinausrufen.

Manchmal sind es Heilige, die glühend vor uns stehn, dann wieder senkt sich die Gnade des hellen Gotterkennens in die Seelen großer Sünder, und man sieht: das ist nicht er, der Mensch, der das sagt. Dort spricht Gott, und das Rauschen des Allerhöchsten hat sich wieder einmal in die Tiefen der Schuld gesenkt, um sie aufzuwühlen, damit die Hörenden erwachen und zurückkehren zur Liebe dessen, der da heilig ist.

Wie immer Gott aber zu uns spricht, ob aus Heiligen oder aus Sündern: Wir können nicht übersehen die endlosen Weiten Seines Erbarmens. Er will verzeihen. Er will mit neuer Liebe ergreifen. Er will bleiben und vergöttlichen.

Wie lange aber wollen wir nicht?

„Brüder — wenn ihr mit Christus seid, so sucht, was droben ist, wo Christus sitzt zur Rechten Gottes. Habt an dem, was droben ist, Geschmack, nicht an dem, was auf Erden. Denn ihr seid der Sünde gestorben, und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott. Wenn aber Christus, unser Leben, offenbar wird, werdet auch ihr mit ihm in Herrlichkeit offenbar werden." (St. Paulus—Karsamstagmesse)

Der Schriftleiter

Lieber ohne Mantel - als ohne Liebe

Katharina von Siene liebte sehr ihren Drittenordensmantel des Hl. Dominikus. Sie sagte: **„Ich will mich von diesem Kleide nicht mehr trennen — solange ich lebe."** Als er allmählich verschlissen und zerrissen wurde, flickte sie ihn selber mit großer Liebe. Bruder Thomas von Siena sagte, die vielen Flicke auf dem Mantel habe sie alle selber darauf gemacht. —

Eines Tages aber wollte sich die Heilige selbst dieses lieben Gewandes berauben. Ein armer Bettler begegnete ihr. Er bat sie um ein Almosen. Sie hatte nichts bei sich. Er aber hörte nicht auf zu bitten. Er meinte: **„Du kannst mir wenigstens den Mantel geben, den du trägst."** Katharina konnte nicht widerstehen. Sie gab ihren Mantel dem Armen!

Ihre Getreuen hatten große Mühe, bis sie den Mantel wieder bekamen, denn der Bettler wollte sich dafür einen hohen Preis bezahlen lassen. Da fragten sie denn die Heilige, wieso sie sich des Mantels habe entledigen können, der doch ihr Ordensmantel sei. Sie antwortete:

„Ich ziehe es vor, ohne Mantel zu sein, — als ohne Liebe!"

So liebte Katharina von Siena ihre **Mitmenschen,** — die **Armen.** Aus ihrem Worte spricht die **ganze und echte christliche Wärme!** Heute ist es so **kalt** geworden in der Welt, weil das **Feuer dieser Liebe fehlt.** Und wir haben das Gefühl, es werde von Tag zu Tag **kälter!** Wenn die **Gottesliebe** stirbt, — **so stirbt auch die Nächstenliebe!**

Hungerpein in Mitteleuropa

P. Jos. Schneider O.M.J.

Hunger tut weh, sagt das Sprichwort. Und diese Tatsache erklärt z.B. wie in Amerika manchmal junge Menschen auf die Bahn des Verbrechens geraten. Die Ehescheidung blüht in unserm Land; zerbrochene Heime und zerissene Familienbeziehungen sind die Folge. Die Kinder sehen sich wie plötzlich verwahrlost; weder Vater noch Mutter nehmen sich ihrer an. Kein Wunder, daß sie es wegen Diebstahl oder Raubmord mit der Polizei zu tun bekommen. Der Zustand des Hungers und der Unterernährung bietet halt immer ein trauriges Bild. Das gilt besonders vom unnötigen Hungern weiter Volksmassen.

Dreiviertel der ganzen Menschheit waren schon immer unterernährt zu allen Zeiten unsres glorreichen Jahrhunderts. Aber was wir gegenwärtig in Deutschland und Oesterreich beobachten, das spottet jeder Beschreibung. ‚Vae victis' hieß es im Altertum (Wehe den Besiegten!), und es schaudert uns heute noch vor dem grausigen Inhalt dieser Worte. Soldaten brüllten es im Eroberungskampf, so oft sie wie im Takt ihre stahlgepanzerten Sturmböcke den Stadtmauern in die Flanken stießen. Es hieß einfach, daß die Besiegten mit Weib und Kind auf Gedeih und Verderb der Willkür der Sieger ausgeliefert waren. Diese ergossen sich wie in wildem Blutrausch über das Land und mordeten und plünderten nach Herzenslust. Die Bewaffneten wurden mit dem Schwerte niedergeschlagen oder ans Kreuz genagelt, die Frauen und Kinder an Sklavenhändler verkauft; die Städte dem Erdboden gleich gemacht und Salz darüber gestreut, so daß kein Grashalm mehr darüber wachsen konnte. Mit einem Wort: ein ganzes Volk wurde der Vernichtung preisgegeben und wie vom Erdboden vertilgt. So hieß das Kriegsrecht der alten Zeiten, wo das Pax hominibus (Friede den Menschen) noch nicht über Bethlehems Fluren erklungen war. Und heute?

Mir scheint, als ob diese unheimlichen Gebräuche sich wieder mehr und mehr zu uns zurück schleichen. Ja, je mehr das liebe Antlitz des Christuskindes unter der ätzenden Lauge des Unglaubens verblaßt, desto mehr gewinnt das Gespenst der Grausamkeit an Form und starrt uns mit biesterhaften Raubtieraugen ins Gesicht. Je mehr das Ideal des Zehngebotes von Sinai verschwindet, desto mehr glauben sich moderne Staatsmänner berechtigt, unbarmherzig über die Besiegten den Stab zu brechen und das veralterte Kriegsrecht des vorchristlichen Zeitalters auf sie anzuwenden. Das ganze Volk wird verantwortlich gemacht für die Missetaten einer Narren- und Hochstaplerregierung. Endlose Gefangenschaft wird seinen Entwaffneten aufgehalst und entwürdigende Sklaverei erdrückender Schwerarbeit ihnen aufgebürdet.

Ist es nicht haarsträubend, daß sogenannte Kulturstaaten wie England und Frankreich immer noch Hunderttausende Kriegsgefangener in Ketten halten? Und das drei Jahre nach dem Waffenstillstand und neun Jahre nach Kriegsbeginn! Und wenn sie endlich heim dürfen, in welchem Zustand kommen sie zurück! Leiblich und seelisch zerbrochen kehren sie aus Sibirien wieder, unfähig zu harter Arbeit für lange Zeit oder gar für immer. Die werden der blutigen Exzellenz von Moskau in ihren phantastischen Welteroberungsplänen keine Sorgen mehr machen; mit denen ist sie fertig; braucht auf sie im nächsten Krieg kein Pulver und keinen Stahl mehr zu verschwenden. Aber was ist das alles im Vergleich zu dem himmelschreienden Los der hungernden Massen im heutigen Mitteleuropa!

Nicht nur werden ihre wenigen Wohnungen vom

Brot!

Folgende Gaben für die Hungrigen in Deutschland wurden uns im Laufe des vergangenen Monats zugesandt:

Februar Marienbote	$3,845.38
Frau Anton Klarer, Raymore, Sask.	1.00
George Kloster, Compeer, Alta.	10.00
Ein Freund, Tribune, Sask.	10.00
Pfarrei Kendal, Kendal, Sask.	57.00
Ein Freund, Masefield, Sask.	10.00
Joh. Ries, Mendham, Sask.	10.00
Joh. A. Antonie, Mendham, Sask.	1.00
Peter Antonie, Mendham, Sask.	1.00
Caecilia Antonie, Mendham, Sask.	1.00
Franz Bosch, Golden Prairie, Sask.	1.00
Frau Fr. Dettling, Fairview, Alta	2.00
Michael Stang, Cosine, Sask.	25.00
Michael Volk, Richmound, Sask.	6.00
Frau K. Schmalz, Fort Q'Apelle, Sask.	1.00
Kath. Ritter, Regina, Sask.	1.00
Ein Freund, Morinville, Sask.	10.00
Math. Hellman Sr.	10.00
Ein Freund	2.00
	$4,009.39



Das kleine Oratorium von Fatima. Es steht genau dort, wo die hl. Jungfrau im Jahre 1917 erschien. Das kleine Eichbäumchen, in dessen Krone sie sich den Kindern zeigte, steht nicht mehr. Die vielen Pilger haben es derartig zerpfückt, daß es abstarb.

Besatzungsmilitär beschlagnahmt. Ihre Fabriken werden geschleift und fortgeschleppt; ihre Gruben ausgebeutet; ihre Waldbestände abgeholzt und ins Ausland verfrachtet. Und was das Schlimmste ist, das Gespenst des Hungers wird auf sie losgelassen: der Brotkorb wird ihnen hoch und immer höher gehängt; die tägliche Nahrungsration immer mehr gekürzt; die Fischerflotte durch verruchte Politik als Kriegsbeute zerstört; großzügige Hilfsaktion der nordischen Länder kaltblütig abgelehnt. Es ist ein höllischer Vernichtungsplan, der da vor den Augen aller Welt sich auswirkt. Ein Plan, der zwar langsam tötet, aber mit ungeheurer Sicherheit.

Schon hören wir von den zerstörenden Folgen. Schmerzhafte Störungen machen sich an Leib und Seele geltend. Man leidet an Kopfschmerzen und lähmendem Schwächegefühl. Die Haut bammelt in Falten um die schlotternden Glieder. Die Gesichtszüge sind traurig und die Augen liegen tief. Die Nerven glühen wie Feuer in bitterem Reizzustand. Die Willenskraft und Sinnestätigkeit läßt nach. Man wandert wie Schlafwandler umher. Menschen fallen auf der Straße zusammen und liegen stundenlang bewußtlos. Andere rennen in irgend einen Wagen oder Auto hinein, ohne es zu merken. Unglücksfälle bei der Arbeit mehren sich in beängstigendem Maß. Kein Interesse zeigt sich mehr an irgend welchen höheren Fragen; immer steht die alles beherrschende Sorge obenan: wo kommt die nächste Mahlzeit her? Schwankende Charaktere treibt die Not zu Mord und Ueberfällen. Hunderttausende verfallen langsamem Siechtum und seelischer Verzweiflung.

Unsre Politiker sind sich der Folgen des chronischen Hungers wohl bewußt. Sie haben selber im letzten Krieg genaueste Untersuchungen darüber angestellt. ‚Conscientious objectors' (Heerespflichtige, die sich aus Gewissensgründen weigerten, mit der Waffe in der Hand zu dienen) haben sich in den U.S.A. zu den nötigen Experimenten hergegeben. (Sie waren keine Feiglinge!) 35000 Calorien (Wärmeeinheiten) an Futter wurden ihnen 3 Monate lang verabreicht. Also kräftig und gut genährt stiegen sie, unter schärfster ärztlicher Ueberwachung, in die Hungerprobe hinunter. Langsam wurde ihnen die Nahrungszufuhr um die Hälfte beschnitten; Fleisch und hochgradige Stoffe ausgeschaltet. Sie lebten von Kartoffeln, Rüben und Nudeln. Gleich machten sich die Zeichen der Unterernährung bemerkbar. Am Körper: starker Gewichtverlust; Schwellungen des Gesichtes und der Beine; Schrumpfung des Herzmuskels; schwacher Puls und armseliger Blutdruck; Verlangsamung der Ausscheidungstätigkeit; verringerte Körperwärme; Farbveränderung der Haut; Verdickung der Zunge und der Schleimhäute; Augenschwäche; sinkende Kraft und Lebenslust. Das Treppensteigen wurde zur Qual. Von der Straße

Sprueche des hl. Bruder Klaus von der Flue'e

Den Regierungen

Der Obrigkeiten tugendliches Leben ist das beste Regiment: Es wird dem Glauben zur Erhaltung, dem Lande zum Wohle und den Untergebenen zum Heile. Der Vorgesetzten gutes Beispiel zieht die Tugenden, das böse Beispiel zieht des Volkes Laster nach. Seid nicht bedacht auf eigene Ehre, auf Wohlleben und Gewinn: denn eitel ist all das und geht vorüber.

Den Eidgenossen

Friede ist allwegen in Gott, denn Gott ist Friede. So trachtet denn, daß ihr auf Frieden euer Werk abstellet. Hütet euch vor der Zwietracht! Gebt keinen Raum dem Neid, dem Haß, der Mißgunst, der Parteiung: sonst ist es aus mit eurem Regiment. Mischet euch nicht in fremde Händel. Verbindet euch mit fremder Herrschaft nicht. Verkaufet nicht das Vaterland um Miet' und Gaben; und vor unredlichem Eigennutz behütet euch. Bleibt in den Fußtapfen der frommen Vordern: was sie euch lehrten, haltet hoch in Ehren. Haltet zusammen!

Dem Volke

Lasset die Liebe sichtbar sein in euern Werken: sie macht die Untergebenen gehorsam, die Obern führt sie zur Gerechtigkeit. In eurer Lebenshaltung seid genügsam, und eure Tage füllt mit Arbeit aus. Enthaltet euch von ungesunder Kleiderhoffart; die Tracht des Landes kleidet euch am besten. Sehet darauf, daß ihr in Frieden lebet miteinander; und gegen Hilfsbedürftige seid dienstfertig.

Den Eheleuten

Ein jeder Stand hat seine angewiesene Pflicht, wenn man sie treu erfüllt, so wird man selig werden, im Weltgetriebe wie in der Einsamkeit. Es ist nicht jedem ratsam, sich von den Menschen zu entfernen. Die Eheleute sollen ihren Stand mit Gottesfurcht erfüllen. Dem Haushalt sollen sie rechtschaffen und in Frieden dienen.

Den Kaufleuten

Ein guter Christ betreibt sein Handwerk redlich: was er zu schaffen, zu arbeiten und zu verkaufen hat, tut er in Treue; er soll beim Handel sein Gewissen nicht mit Schuld beladen. Arbeitet nicht bloß fur das leibliche Brot; begehrt von Gott lebendiges Brot, das Nahrung auf dem Himmelswege ist.

Den Wohlhabenden

Der zeitlichen Güter bist du nur Verwalter. Du sollst Gott danken, daß du mit deiner Hand den Armen speisen darfst. So einer einen Armen in der Not läßt, ist er ein Dieb im Spiegel göttlicher Gerechtigkeit. Mit welchem Maß du anmissest, wird auch dir angemessen werden. Teile dem Armen Brot von deinem Tische mit.

Den Leidtragenden

Möchtest du wissen, ob du im Herzen Gott lieb hast: so merke auf dich selbst, ob du Geduld in Kreuz und Leiden habest — so groß wie die Geduld im Leid, so groß ist seine Liebe. Man soll das Leiden des Gottmenschen in seinem Herzen tragen: es ist des Menschen größter Trost an seinem letzten Ende.

---

auf den Bürgersteig hinauf treten, ja sogar vom Stuhl aufstehn kostete unheimliche Ueberwindung. Im Gemüt: eine kleinliche Konzentration auf's eigene Ich machte sich kund; ausgesprochene Abneigung gegen fremde Interessen; Eifersucht gegen jeden, dem es scheinbar besser ging; jeder Gedanke an Unterhaltung oder Gesang verschwand; alle Fröhlichkeit war dahin. Wie genau decken sich diese Erfahrungen mit dem, was wir heute in Mitteleuropa beobachten! Die verantwortlichen Kreise in der Weltpolitik wissen es und rühren keinen Finger, um dem entsetzlichen Elend zu steuern. Können sie nicht oder wollen sie nicht?

Die mißliche Lage ist zum großen Teil die traurige Frucht des ungeheuren Versagens unserer Kriegspolitiker. Erinnern wir uns an das ‚unconditional surrender' (bedingungslose Waffenstreckung), die man dem Deutschen Volke aufgezwungen hat; an die gedankenlose Aufteilung des Reichsgebietes in 4 Besatzungszonen; die Auslieferung Osteuropas an den Russischen Bären; die Austreibung deutscher Minderheiten aus ihren Wohngebieten und ihre Zusammenpferchung auf deutschem Boden. Nicht können oder nicht wollen—was macht's? Es würde sie und ihre Steuerzahler ungeheure Opfer kosten, um all die furchtbaren Mißgriffe wieder gutzumachen. Lieber läßt man alles laufen.

Und so zieht sich das Martertum der deutschen Heimat in die Länge und steigert sich von Tag zu Tag. Und all das trotz der feierlichen Friedensschalmeien der ‚Atlantic Charter' und trotz der hl. Versicherungen, die während des alliierten Siegeszuges den unterdrückten Völkern Befreiung vom Hitlerjoch und eine bessere Zukunft versprachen. Gedanken der Rache und Hilfslosigkeit haben über jedes Ehr- und Verantwortungsgefühl die Oberhand gewonnen.

Und dabei glauben sich die heutigen Lenker der Völkerschicksale in ihrer Geistesrichtung und in ihrem Tun himmelhoch erhaben über die Greuel der Axisdiktatoren. Wir wissen, daß zwischen ihnen kein Wesensunterschied besteht. Wie wäre das möglich bei Menschen, die schon in Friedenszeiten die 10 Gebote über Bord geworfen und sich elendem Utilitarismus (Eigennutz) verschrieben haben! Beider Politik ist Gewaltpolitik im schlimmsten Sinn. Wenn überhaupt ein Unterschied besteht, dann ist er im Grad der Gewissenlosigkeit und Grausamkeit zu suchen. Und selbst hier hat sich—wir bedauern es—das Gewicht seit Kriegsende sehr zu unsern Ungunsten verschoben. Denn Hitler hat den Opfern seiner Wut eine höhere Brotration gestattet als sie heut dem deutschen Volk gewährt wird. Und die Zahl und der Umfang seiner Todeslager war notwendigerweise beschränkt, während die Sieger des zweiten Weltkrieges ganz Mitteleuropa in ein Dachau und Sachsenhausen verwandeln.

Marienlegende

Von Isabella Miesgang-Knauer

Der Dreißigjährige Krieg hatte weite Strecken des deutschen Landes zerstampft und verheert. Unbebaut lag das Ackerland, nur in einem abgelegenen Wald war ein Dorf wie durch ein Wunder verschont geblieben. Golden und früchteschwer wiegten sich die Aehren im Sommerwind, und nur das Plätschern des Dorfbrünnleins unterbrach die Mittagsstille. Plötzlich zerriß der harte Hufschlag eines galoppierenden Pferdes die tiefe Ruhe.

An allen Fenstern erschienen erschreckte Gesichter, Türen flogen auf, und am Dorfende, wo eben die Gestalt des Reiters auf dampfendem Ackergaul erschien, begannen die Hunde wütend zu kläffen. Der Bote — ein Bauernbursche aus dem nächsten Weiler — brachte die Schreckenskunde, daß eine Horde herumziehender Landsknechte mordend und brennend sich dem Dorfe nahe.

Die Männer des Dorfes rotteten sich in fliegender Hast zu einem mit Sensen, Sicheln und Morgensternen bewaffneten Haufen zusammen und zogen dem Feind entgegen.

Im Dorfe blieben nur Greise und Frauen zurück; sie versammelten sich in dem kleinen Kirchlein und beteten für den Sieg der Ihren.

Am abendlichen Himmel stand lohende Röte; sorgenvoll saß man in den ängstlich verschlossenen Häusern.

Nur am kleinen Friedhof des Ortes, vor dem Bilde der Gottesmutter, die den vom Kreuze abgenommenen Heiland im Schoße hielt, kniete eine einsame Frau.

Die Witwe Berger, deren Häuschen ein wenig abseits vom Dorfe stand, wagte es nicht, wie die anderen, zur Ruhe zu gehen.

Sie mußte es der Gottesmutter immer wieder sagen, daß sie ihr ja auf den Franzl achtgab, denn ihr Bub war ihr ein und alles. Alles Ungemach des Lebens hatte sie still und gottergeben getragen, wenn nur der Bub, der Franzl, froh und gesund war.

Der Franzl aber hing mit derselben tiefen Liebe an seiner Mutter, und darum durfte die Bergerin nicht aufhören zu beten. Die Himmelsmutter sollte ihre Augen nimmer abwenden von ihres blonden Buben Haupt.

Auf dem blassen, übernächtigen Gesicht der Bäuerin spielte der erste fahle Morgenschein. Da hörte sie durch den leichten Nebel, der über den Wiesen lag, verworrenes Ge-



Noch ist der letzte Schnee nicht fort — die Blumen aber sind schon da!

räusch.

Gestalten tauchten schemenhaft aus dem weißen Brodem. Sie erkannte die Stimmen der Heimkehrenden, und der frohe Klang derselben verriet ihr, daß die Gefahr bereits beseitigt sei.

Aufatmend lehnte sich die Frau an das steinerne Knie der Gottesmutter, und ihre Augen suchten sehnsüchtig unter den Herannahenden nach der Gestalt des Sohnes. Als aber die ersten so nahe waren, daß sie das Weib am Bildstöckel erkannten, verstummten sie plötzlich — und dies Schweigen pflanzte sich fort, bis die Stille wie eine eherne Glocke um den wilden Herzschlag der Mutter hing. Da plötzlich gellte der Ruf der Frau, zerrissen von der wehen Gewißheit, daß ihr keine Antwort würde, durch die Stille: „Franzl — wo bist?" und als es stille blieb, brach sie in die Knie.

Die Nachbarn aber schlichen leise ins Dorf.

Stunden verrannen, endlich hob die Frau das Haupt. Hart stieß ihre Stirn an die herabhängende Hand des steinernen Heilandes, und in ihren glanzlosen Augen erwachte ein irres Licht.

Mit harten Bauernhänden riß sie den göttlichen Sohn von der Mutter Schoß, und mit den Worten: „Ehe ich meinen Buben nicht begraben, sollst auch du den deinen nimmer halten dürfen!" lud sie sich die schwere Last auf die Schulter und schritt ihrem Hause zu.

Dort legte sie den Heiland auf ein Reisigbündel und verschloß die Hütte.

Den Nachbarn aber frug sie mit klarer, harter Stimme nach dem Weg zum Schlachtfeld. Scheu gab der Mann Auskunft und wagte nach einem Blick in das verwüstete Gesicht der Frau kein Wort gegen ihr Vorhaben einzuwenden.

Die Frau hüllte sich in ein großes schwarzes Tuch und ging den gewiesenen Weg. Und wo die schweigende dunkle Gestalt hinschritt, schien es, als verlöre die Sonne an Glanz und die Blumen der Wiese an Farbe.

Am Mittag kam sie durch ein Dorf, silbern glitzerte das Wasser des Brunnens und fiel plätschernd in ein breites Becken. Die Lippen der Frau waren zerrissen und trokken und lechzten nach einem kühlen Trunk.

Sie aber trank nicht, und ihre Augen glühten tief aus den Höhlen.

Als sie weiterschritt, klang herzzerbrechendes Schluchzen an ihr Ohr. Hinter den blumengeschmückten Fenstern eines stattlichen Hofes kam es hervor und traf das Ohr der Wandernden.

Wie von dem Klang angezogen, schritt sie die Stufen des Hauses empor, und leise öffnete sie die Türe, hinter der das trostlose Weinen erklang.

Ein junges Weib lag ganz zusammengekrümmt am Fußende einer



Früher hätte man unter dieses Bild geschrieben: Mädchen mit Blume! Heute schreiben wir: Frühes Leid! Denn auch dieses Kind hungert da irgendwo drüben im versinkenden Europa.

kleinen Bahre, auf der das weißbleiche Köpfchen eines kleinen Kindes ruhte. Regungslos stand die Wanderin im dunklen Türrahmen, und ihre Augen ruhten fast mit einem Ausdruck von Befriedigung auf der zusammengekauerten Gestalt der Weinenden.

Schließlich wandte sie sich ohne ein Wort des Trostes und schritt aus dem Haus. Als sie die Schwelle überschritt, kam eben eine ihr ähnliche Gestalt die Stufen empor und da sich die beiden einen Augenblick gegenüberstanden, schien es, als erblicke die eine in der anderen ihr Spiegelbild.

Denn auch auf dem schmalen blassen Angesicht der Emporschreitenden lag das unsagbare Leid des Weibes, das um seinen in Schmerzen gestorbenen Sohn trauert. Aber während die Augen der Bergerin hart und mitleidslos in das seltsam vertraute Leidensgesicht der Vorübergleitenden blickte, sah diese voll himmlischen Mitleids der armen Mutter in das gramerfüllte Gesicht.

Unhörbar fiel die Tür hinter der Eintretenden ins Schloß; die Bäuerin aber stand regungslos.

Der Blick aus den Augen der Vorüberschwebenden hatte sie in tiefster Seele erschüttert.

Und da sie lauschend in ihr Inneres horchte, war es, als tropfe ihr das Herzblut warm und emsig auf den harten Stein ihrer Seele.

Das Schluchzen aber im Hause war stille und verhallte endlich ganz.

Die Bergerin ging ihres Weges; die spürte es kaum, daß zwei helle Tropfen ihr an der zerfurchten Wange hingen.

Als der Abend sank, stand sie am Rande des Schlachtfeldes. Da lagen viele, denen der Tau wie Tränen an den todesstarren Wimpern hing. Suchend schritt die Bergerin zwischen den Toten hin und blickte forschend dem ersten ins Gesicht und neigte sich immer tiefer und starrte voll heiligen Schauers dem Toten ins Angesicht.

War, der hier lag, einer der ihren gewesen, ein Bauer, mit der breiten bodenständigen Stirne seiner Art?

Die Gesicht war lang und schmal und von dunklem Stoppelbart umrahmt, ganz wie des Heilandes Haupt.

Verstört richtete sie sich auf. So oft sie aber auch suchend in eines Gefallenen Antlitz blickte, immer wieder erschütterte dasselbe Grauen ihr Herz. Verzweifelt irrte sie zwischen hunderten toter Heilander umher. — Auf jedem Gesicht lag derselbe opfervolle Schmerzenszug, und immer derselbe von dunklem Bartschatten

Aus der „Nachfolge Christi"

Der Herr spricht: „Wer mir nachfolgt, wandelt nicht in Finsternis." Das sind Worte Jesu Christi. Sie mahnen uns, seinem Leben und Wandel zu folgen, wenn wir wünschen, wahrhaft erleuchtet und von aller Blindheit des Herzens frei zu werden. Die erhabenste Beschäftigung sei uns daher, Christi Leben zu betrachten.

Die Lehre Christi übertrifft alles, was die Heiligen jemals gelehrt. Wer den rechten Geist hätte, fände darin verborgenes Manna. Weil jedoch vielen der Geist Christi fehlt, bleiben sie ungerührt und werden nicht erschüttert, obwohl sie oft dem Evangelium lauschen. Will einer die Worte Christi vollkommen erfassen und daran Gefallen finden, so muß er allen Ernstes sich befleißigen, sein ganzes Leben dem Leben Jesu Christi gleichzugestalten.

---

umrahmte Mund predigte in seiner Stummheit laut und übermächtig die Worte: „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen? Aber nicht mein, sondern Dein Wille geschehe." —

Hoch am Himmel erwachte Stern an Stern. Die Mutter irrte noch immer irren Blickes umher und suchte ihren Sohn.

Da leuchtete ihr abseits aus der Nacht wieder ein weißes Angesicht entgegen. Zögernd nur wagte sie einen Blick darauf und sank aufschluchzend neben dem Toten ins nasse Gras.

Lieber Gott ich bitte dich
Gib mir was zu essen.
Will auch immer folgsam sein
Und dich nicht vergessen.

Flüsternde Koseworte raunend, strich sie über die taufeuchten Locken ihres Buben. Endlich erhob sie sich, und sich den toten Sohn auf die Schulter ladend, trat sie den Heimweg an.

Blasser Sternenschimmer wies ihr den Weg. — Regungslos und schwarz stand der Schatten der Bäume. Wo aber die Mutter unter ihrer Last gebeugt vorüberschritt, ging es wie ein Zittern durch die hohen Stämme.

Plötzlich verblaßte auch der letzte Stern, und es wurde tiefe, undurchdringliche Nacht.

Die Last auf der Bäuerin wurde schwer wie Stein. Keuchend schleppte sie sich vorwärts, dem Heimatdorf zu.

Ein feiner grauer Schimmer ließ den kommenden Tag ahnen. Schwankenden Schrittes, sich mühsam an der Kirchhofsmauer hintastend, hatte sie endlich das Dorf erreicht. Langsam löste sich aus der Dämmerung die Gestalt der Gottesmutter. Die Heimkehrende verhielt den Schritt und fuhr zögernd mit der freien Linken über die trüben Augen. Was sie sah, mußte ein Trugbild sein! Sie selbst hatte doch der Gottesmutter den Sohn vom Schoß gerissen, und ihn in ihrer Hütte eingeschlossen.

Der Schoß der Madonna war aber nicht leer. Ihr liebreiches Angesicht war voll Schmerz und Liebe über die Gestalt gebeugt, deren Haupt sie an ihr allerbarmendes Herz drückte. Da fiel ein erster früher Sonnestrahl auf das Steinbild und ließ die blonden Locken des im Schoße Mariens Ruhenden golden erglänzen.

Taumelnd hob die Bergerin die Arme. Da glitt die Last von ihrer Schulter, und dumpf stürzte der steinerne Heiland zur Erde.

Die Bergerin aber lehnte die Stirne an das Knie der Heiligen und flüsterte:

„Ich schenke ihn dir, Maria! Bring ihn zu deinem Sohn — denn nicht mein, sondern Sein Wille geschehe in alle Ewigkeit." —



Lieber Gott ich danke dir
Für das gute Essen,
Will auch brav und fleißig sein
Und dich nicht vergessen.

Vom Schiffskapitaen zum Ordensbruder

Bruder Heinrich de Vries 1828-1881

Von P. Max Kassiepe O.M.J. in Borken/Westf.

Es gibt Helden großer Taten, denen die Welt Denkmäler errichtet und die in Liedern besungen werden. Es gibt andere, christliche Helden, welche die Welt nicht kennt. Zu diesen Helden wahrhaft christlicher Größe gehören nicht an letzter Stelle jene Ordensleute im demütigen Kleid der Laienbrüder, die mit dem Missionspriester hinausziehen in fremde Länder, um das Kreuz Christi aufzupflanzen, Religion und wahre Bildung zu verbreiten. Aussicht auf Ruhm gibt es für sie nicht. Sie selbst sind zu bescheiden, als daß sie viel Aufhebens von ihrer Arbeit machen. „Unbekannte Apostel" hat man sie deshalb genannt.

Ein solcher unbekannter Apostel war gegen Ende seines Lebens unser Landsmann Heinrich de Vries. Trotz langwieriger Nachforschung ist es mir nicht gelungen, Genaueres über den Ort seiner Geburt und über seine Eltern zu erfahren. Dafür kommt der Name de Vries im eigentlichen Friesland und den angrenzenden Provinzen zu häufig vor. Ich habe allein acht Schiffskapitäne dieses Namens aus jener Zeit ermittelt; aber keiner von ihnen war der richtige, den ich suchte. So bin ich denn auf die spärlichen Mitteilungen seiner Mitbrüder angewiesen.

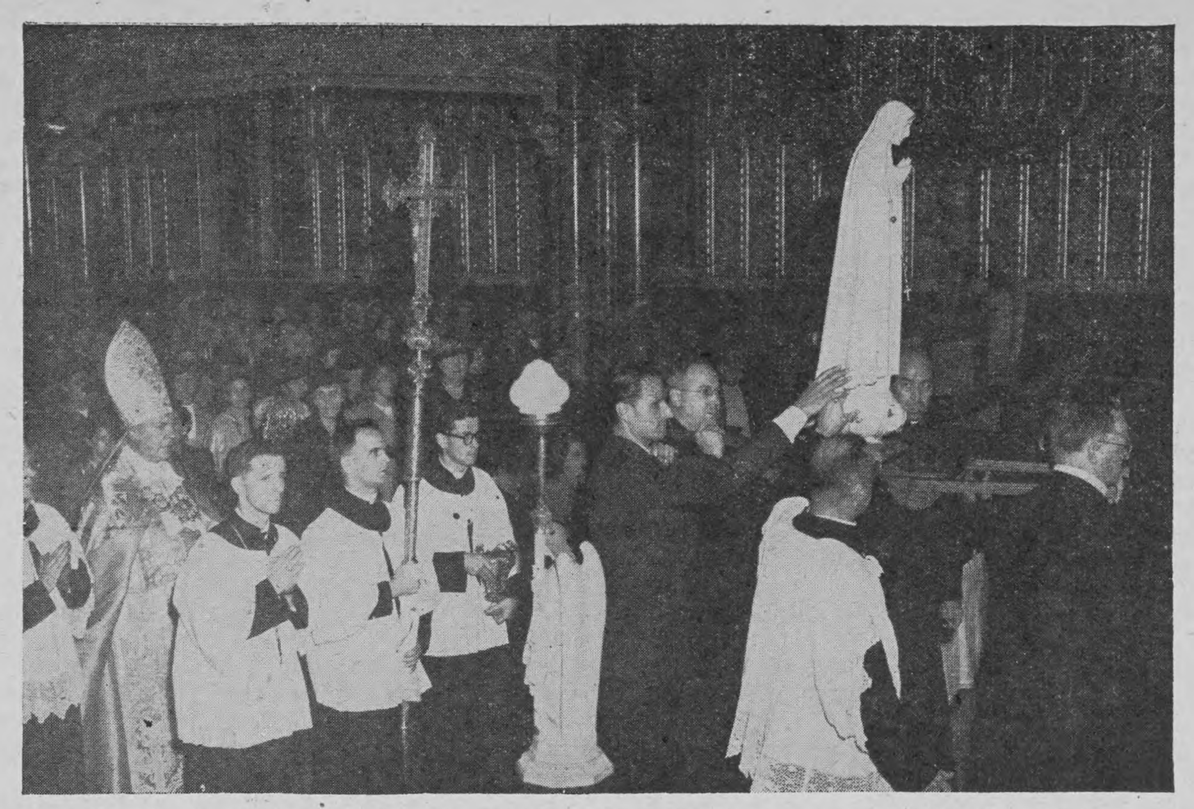
Heinrich de Vries wurde um das Jahr 1828 in einem Heidedorf des ehemaligen Königreiches Hannover geboren, wo die Familie ein kleines Anwesen besaß. Der Vater war lange Jahre Offizier in der holländischen Marine. Später führte er ein Handelsschiff auf eigene Rechnung. Die Erziehung lag bei der häufigen Abwesenheit des Vaters naturgemäß in den Händen der Mutter, die eine außerordentlich vielsichtig gebildete Frau gewesen sein muß. Sie war selbst Seemannstochter und hatte ihren Vater auf mehreren großen Weltreisen begleitet. Sie beherrschte die englische, französische und holländische Sprache wie ihre Muttersprache. Außerdem hatte sie große Vorliebe für mathematische Studien. Von ihr hat Heinrich den ersten Unterricht erhalten und viel gelernt. Da im Orte keine katholische Schule und kein Priester sich befand, unterwies ihn die Mutter in der Religion. Sie tat es so gründlich, daß der befreundete Geistliche ihres Heimatortes, dem sie den Knaben im Alter von 13 Jahren zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion anvertraute, aufs höchste erstaunt war. Der Vikar scheint den aufgeweckten Knaben liebgewonnen zu haben, denn er behielt ihn noch zwei Jahre in seinem Hause und führte ihn durch Privatunterricht weiter in Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften. Dann starb die Mutter. Der Vater löste den Haushalt auf und nahm Heinrich mit auf sein Schiff. Er diente von der Pike auf, hatte als Schiffsjunge viel von der Mannschaft zu leiden und durfte auch als Matrose nichts von den anderen voraushaben, obschon der Kapitän sein Vater war.

Nachdem er es in dieser harten Schule bis zum Untersteuermann gebracht hatte, trat er auf Wunsch seines Vaters als Steuermann in die Dienste eines reichen Amsterdamer Handelsherren, eines alten Freundes seiner Familie. Er nahm teil an mehreren Fahrten nach Ostindien und Amerika. Dann bereiste er während einiger Jahre in Geschäften des Handelshauses Belgien und Frankreich. Der alte Herr schenkte ihm volles Vertrauen und hatte in Absicht, ihn später als Teilhaber in sein Geschäft eintreten zu lassen. Sein eigener einziger Sohn war nämlich ein leichtsinniger Charakter, der einer klugen und zuverlässigen Führung bedurfte. Heinrich war bereit ihm diesen Dienst zu leisten. Anfangs schien es auch, als ob es ihm gelingen würde. Aber nach dem Tode des alten Herrn ließ sich der junge Chef von Schmeichlern und Schmarotzern ins Schlepptau nehmen, die ihn gegen seinen bisherigen Freund und Berater aufhetzten, so daß ein Zusammenarbeiten nicht mehr möglich war. Der junge Mann mag es später bitter bereut haben, denn sein Geschäft, das früher Weltruf besaß, war in kurzer Zeit ruinirt. Er selbst ist im Elend gestorben.

Heinrich widmete sich wieder der Schiffahrt, die ihm besser behagte, als das Leben in dumpfer Schreibstube. Er machte noch eine Fahrt nach Westindien in Begleitung seines Vaters, der inzwischen sehr gealtert war und sich nach Ruhe sehnte. Vater und Sohn hatten ausgezeichnete Geschäfte gemacht. Schon war das mit den Reichtümern des Westens beladene Schiff der Nordseeküste nahe, da wurde es vom Sturm auf ein verborgenes Riff geschleudert und versank. Zwar gelang es, die Rettungsboote klar zu machen, aber nur eines derselben erreichte das rettende Ufer. Es war dasjenige, das Heinrich befehligte. Der Vater und der übrige Teil der Mannschaft



O liebe, pausbäckige Unschuld!



Die Statue Unserer Lieben Frau von Fatima in Ottawa, am 19. Oktober 1947.

blieben verschollen. Fast wäre Heinrich damals die Lust zum Seemannsberuf verleidet worden. Aber das tosende Meer ist gleichsam die Braut, der sich der Seefahrer verlobt hat — er kann nicht lassen von ihr, mag sie auch noch so treulos sich gebärden.

Nachdem er vorübergehend auf einem englischen Dampfer tätig gewesen, wurde ihm die Stelle als Kapitän auf dem amerikanischen Dampfer „Hope" angetragen, der den regelmäßigen Dienst an der Westküste zwischen San Fransisco und Britisch-Kolumbien versah.

Es war im Jahre 1861, als Pater Fouquet O.M.I. den jungen Kapitän de Vries gelegentlich einer Reise nach San Fransisco und zurück kennen lernte. Es war viel Gesindel an Bord, Goldgräber und verkrachte Existenzen aus aller Herren Länder. Auch die Besatzung war bunt zusammengewürfelt. Oft genug kam es zu Streitigkeiten und Raufereien, bei denen das Messer sehr locker saß. P. Fouquet bewunderte die Kaltblütigkeit und Festigkeit, mit der der Kapitän Ruhe zu schaffen wußte. Einmal war er Zeuge, wie er einen heißblütigen Mexikaner, der beim Kartenspiel mit dem Dolchmesser auf seinen Partner losging, mit einem Griff am Genick faßte und ihn freischwebend über das Geländer in den Maschinenraum hinabwarf, eine Kraftleistung, die allen Rauflustigen gewaltigen Respekt einflößte.

Unter seinen eigenen Leuten hielt der Kapitän strenge Zucht. Wer sich wiedersetzte oder betrank, wurde unerbittlich entlassen.

„Es war natürlich", schreibt Pater Fouquet, „daß ich allein unter einer so bunten und keineswegs vertrauenerweckenden Gesellschaft, froh war, mich an den Kapitän, als den einzigen gebildeten Menschen, anschließen zu dürfen. Ich lernte ihn als einen vielseitig gebildeten jungen Mann von vornehmer Gesinnung kennen. Von sich selbst sprach er nie. Und so wagte ich auch nicht, ihn nach seiner Religion zu fragen. Ich hielt ihn für einen gläubigen Protestanten englisch-amerikanischer Abstammung.

Umsomehr war ich erstaunt, als ich ihn einige Wochen später in New-Westminster vor dem Marienaltar unserer Kirche knien sah. Er besuchte mich nachher im Kloster, wo wir unsere Reisebekanntschaft erneuerten. Von der Zeit ab war er unser regelmäßiger Gast, wenn er nach New-Westminster kam. So erfuhr ich manches über seine Familie und seine Lebensschicksale."

Da die Aktiengesellschaft, der sein Schiff gehörte, allgemein als ein solides Unternehmen galt, hatte Heinrich de Vries keine Bedenken gehabt, sich mit dem größten Teil seiner Ersparnisse an dem Geschäft zu beteiligen. Plötzlich erstanden Unregelmäßigkeiten. Der erste Direktor brannte mit einer großen Summe durch. Die Gesellschaft erklärte sich zahlungsunfähig. Und so hatte auch Heinrich de Vries im Handumdrehen fast sein ganzes Vermögen verloren.

Aber er verlor den Mut nicht. Mit einem jungen ehrenhaften Geschäftsmann von New-Westminster, der erst kürzlich vom Protestantismus zur katholischen Kirche

zurückgekehrt war, gründete er ein Handelshaus und machte gute Geschäfte. Diese unabhängige Stellung benutzte er, um täglich der hl. Messe beizuwohnen und öfter zu kommunizieren. Das war bisher in der Stadt nicht üblich gewesen. Sein Beispiel bewirkte, daß die Vorurteile und die Bedenken der Menschenfurcht allmählich schwanden und die hl. Sakramente auch von Männern häufiger empfangen wurden.

In dieser Zeit offenbarte er dem Superior der Oblatenmissionare nach langer Ueberlegung seine Neigung zum Ordensstande. Priester wollte er nicht werden, obwohl seine Allgemeinbildung und seine Geistesgaben ihn wohl zum theologischen Studium befähigt hätten. Er wollte einfacher Laienbruder werden. Obschon man seinen Beruf in verschiedenster Weise auf die Probe stellte, ließ er nicht davon ab. So wurde er dann am Vorabend des Festes Mariä Lichtmeß des Jahres 1869 eingekleidet. Am 2. Februar 1870 legte er die einjährigen, im folgenden Jahre die fünfjährigen und am 17. Februar 1876 die ewigen Gelübde ab.

Heinrich de Vries wurde in den ersten zwei Jahren seines Ordenslebens zur Arbeit in der Küche und im Garten verwendet. Das forderte von ihm, der in derselben Stadt eine allgemein geachtete Stellung eingenommen hatte, kein geringes Maß von Demut. Er war durchaus nicht unempfindlich im Punkte der Ehre. Aber sein Glaubensgeist half ihm über diese Schwierigkeiten hinweg. Uebrigens dachten die Oberen nicht daran, den kenntnisreichen Bruder stets bei dieser Arbeit am Kochtopf zu belassen. Im Juni 1871 wurde er mit der Leitung der Indianerschule in Tulalip betraut. Dieser Ort liegt südlich von Britisch-Kolumbien in der Diözese Nesqually in den Vereinigten Staaten. Das Gebiet wurde später, als genügend Weltpriester vorhanden waren, von den Oblaten an diese abgegeben. Ich habe in den neunziger Jahren vorigen Jahrhunderts einen deutschen Priester kennen gelernt, der als Pfarrer in Tulalip längere Jahre tätig war und mir bei einem Besuch in der Heimat viel von Bruder de Vries zu erzählen wußte, dessen Andenken bei der Bevölkerung noch immer hoch in Ehren stand.

Die Indianerschule blühte unter seiner Leitung so auf, daß sie von der staatlichen Behörde als Musteranstalt erklärt und häufig von höheren Beamten studienhalber besucht wurde. Bruder de Vries verstand es besonders, den Indianern außer theoretischen Kenntnissen allerlei nützliche und praktische Handfertigkeiten beizubringen. So brachte er den Gemüse- und Obstbau zu ungewöhnlicher Höhe. Mein Gewährsmann erzählte mir von den zahlreichen prachtvollen Obstbäumen, die fast alle unter seiner Leitung gepflanzt oder veredelt wurden und nachher eine Haupteinnahmequelle für die Indianer bildeten, die dadurch gleichzeitig zu einem seßhaften Leben erzogen wurden. Es gelang Bruder de Vries, tüchtige eingeborene Lehrer in seinem Geiste heranzubilden, so daß seine Schule von der Regierung als Lehrerseminar anerkannt wurde.

Nachdem sich Bruder de Vries so vorzüglich in den Lehrerberuf eingearbeitet und Gott seine Tätigkeit so reich gesegnet hatte, konnte er sich wohl der Hoffnung hingeben, bis an sein Lebensende am angefangenen Werke weiter zu arbeiten. Aber es sollte anders kommen. Um dringenderen Anforderungen genügen zu können, sah sich die Genossenschaft im Jahre 1878 gezwungen, ihre Missionare aus der Diözese Nesqually zurückzuziehen. Das war eine harte Prüfung für den guten Bruder. Die Trennung von den Kindern ging ihm so nahe, daß er eine Zeitlang Schlaf und Appetit gänzlich verlor und man ernstlich für seine Gesundheit fürchtete. „Wie schwer ist es doch," sagte er damals zu seinem Oberen, „diejenigen zu verlassen, die man mit ganzer Seele liebt und von denen man so geliebt wird. Aber weil es nun einmal der Wille Gottes ist, will ich gern leiden und gehorchen."

Allgemein war die Trauer der Zurückbleibenden, als es hieß, der Bruder werde für immer fortgehen. Bei den Ansiedlern, unter denen sich auch viele Deutsche befanden, wie in den Dörfern der Indianer, sprach man lange von nichts anderem.

In der neu gegründeten Indianermission von Kamloops in Britisch-Kolumbien versah Bruder de Vries zunächst wieder die Küche und half tüchtig beim Bau der notwendigen Gebäude. Er war bereit, in dieser demütigen Stellung zu leben und zu sterben. Er strebte nach nichts anderem, als daß der Wille Gottes sich an ihm erfülle. Diese Zeit war für sein Innenleben und seinen Fortschritt in der Vollkommenheit von größter Bedeutung. Er wurde immer reifer und abgeklärter. Mit Freude ertrug er die Entbehrungen und Beschwerden der Neugründung. Als er im folgenden Jahre nach Mission City berufen wurde, um dort eine Schule ähnlich der von Tulalip einzurichten, folgte er zwar freudig, aber doch mit heiligem Gleichmut diesem Rufe. Die früheren Erfahrungen kamen ihm hier gut zu statten. Leider sollte sein Wirken an dieser Schule nur von kurzer Dauer sein. Er war bei seinen 53 Jahren außerordentlich rüstig und nie krank gewesen. Wir wissen nicht, ob das Uebermaß von Arbeit und die Entbehrungen bei den Neugründungen seine Gesundheit so geschwächt hatten. Jedenfalls entwickelte sich die Lungenentzündung, von der er im Dezember 1881 befallen wurde, bei ihm so plötzlich und mit solcher Heftigkeit, daß man bald alle Hoffnung auf Genesung aufgeben mußte.

Sein Bischof Mgr. D'Herbomez schrieb am 25. Dezember: „Der gute Heinrich de Vries ist schwer erkrankt. Es muß schon ein Wunder geschehen, wenn er wieder gesund werden soll. Er hat die Gesinnung eines Heiligen und erbaut uns alle. Er wünscht nur eins, daß der heilige Wille Gottes sich an ihm erfülle. Er ist bereit zu sterben, wenn Gott es will, oder auch noch länger zu leiden, wenn es Gott so gefällt. Ich glaube, wer in solcher Seelenverfassung stirbt, geht geradewegs zum Himmel. Der Gedanke, daß wir diesen lieben Bruder verlieren sollen, macht mich selber krank. Wir tun alles, um dieses teuere Leben zu erhalten. Gott möge es mir verzeihen. Er weiß, wie sehr wir solche Brüder nötig haben."

Er starb am 30. Dezember 1881 eines heiligmäßigen Todes, umgeben von seinen Mitbrüdern, betrauert von allen, die ihn je gekannt, besonders von seinen zahlreichen Freunden in Mission City, Kamloops, New-Westminster

Mauerbluemchen

von Maria Müller, München

Es war ein harter Strauß geworden, bis die schiefe Zenzi vom Stegerbauern hinterm Wald in die Exerzitien kam. Sie selber hatte sich das gar nicht so schwierig vorgestellt. Im Hofe hieß es ja sonst immer, daß man sie zu keiner richtigen Arbeit brauchen könne, weil sie nicht so gerade und kräftig gewachsen war wie die Burgl und die Greti und die Kathi, die man ihre Schwestern nannte. Sie waren es aber eigentlich doch nicht, das wußte ein jeder im Ort und was darüber getuschelt wurde, war auch keine Musik für die Ohren der schiefen Zenzi. Voll Freude war sie nach jener Kongregationsversammlung heimgegangen, in der Herr Präses zu den Exerzitien nach Altötting eingeladen hatte. Sie wußte, was sie wollte. „Ich hab' sonst auch nix auf der Welt", sagte sie damals zu sich selber, während sie den kleinen Waldhügel, der den Hof von der Friedhofskapelle trennte, hinauf und hinunterging. „Ich muß mich ans Beten halten". Ein kleiner Schein lag längst im Herz-Jesu-Büchlein in der Schlafkammer. Der war seit Jahr und Tag für „so etwas" gespart. versteht sich, denn Zenzis Einnahmen am Hofe selbst waren gleich Null. Sie mußte froh sein, daß sie das Fortkommen im sogenannten „Elternhause" hatte. Nur beim Milchaustragen fiel bisweilen ein Stückerl für sie ab.

Das Heimkommen war damals nicht schön gewesen. Die Schwestern und der Knecht spotteten um die Wette über die „kluge Jungfrau", die in die Exerzitien gehen wollte. Der Bauer sagte mürrisch, man müsse sie kürzer anbinden, damit ihr solche Flausen vergingen und das Geld nicht zum Fenster hinausgeworfen würde. Der Bäuerin war es angeblich „gleich" gewesen, was die „dumme, nixnutzige Dirn" da tun wollte, doch sie wußte in den Wochen vor Zenzis Abreise so viele Extraarbeiten, daß das arme Mädchen gar nicht mehr aus dem Küchen kam. Aber das wäre alles noch nicht das Schlimmste gewesen. Die Zenzi war ja vieles gewöhnt und die Freude hätte ihr über noch manches dazu hinweggeholfen. Das wollte sie eben auch dem Herrn Präses sagen, wenn er sie jetzt bei der Einzahlung im Pfarrhof vielleicht fragen würde, was es zu Hause Neues gäbe. Er hatte nicht so gefragt, daß die Antwort ein Herzausschütten gewesen wäre. Er hatte nur ein Bedauern darüber geäußert, daß der Stegerhof bloß sie, ja, ausgerechnet bloß sie, die schiefe Zenzi, zu den Exerzitien nach Altötting schickte. Das waren ja nicht gerad seine Worte gewesen, aber die schiefe Zenzi hörte und sah gut und an Verstand fehlte es ihr auch nicht. Ja, freilich, so frische, junge Dinger, wie es die Schwestern waren, hätten Exerzitien nötiger gehabt als ein verwachsenes Leut, Ende der Dreißiger, das jeder auf Ende der Vierziger schätzte. Die waren in Gefahren, für sie war das Leben ein lockendes Land, sie mußten Schutz und Halt bekommen. Die Zenzi würde auch ohne Exerzitien brav und fromm sein können und keiner etwas Unrechtes von ihr wollen. Ja, so war es gemeint.

Der Pfarrer ahnte nicht, in welchen Seelenkampf er die schiefe Zenzi hinausschickte, als er ihr mit freundlichem Gruß die Hand zum Abschied bot.

Das war jetzt das ganze Elend, das sie hatte bezwingen wollen! Da war der Todfeind ihrer Seele, mit dem sie in ihrem harten Leben schon hundertmal erfolglos gekämpft, da war er, sozusagen in Galauniform wie ein vornehmer Besucher, den man anstandshalber entgegenkommend aufnehmen mußte. Ihr Todfeind war die Verbitterung. Soll einer erzählen können, was sie schon darunter gelitten? Na also, Zenzi, tat er jetzt herablassend freundlich, hast du's verstanden? Der Herr Pfarrer denkt im Grunde genau wie die anderen auch . . . Es wird schon so sein müssen! An deiner Stelle ließe ich mich nicht lange krumm anschauen; ich ginge überhaupt nicht in die Exerzitien, ich tät mich einhäuseln und mit niemanden mehr reden und tät . . .

Da geht die Zenzi gerade an der Friedhofkapelle vorüber, in der immer die Kongregationsandachten sind. „Maria mit dem Kinde lieb", sagt sie in alter Gewohnheit, „uns allen deinen Segen gib."

Halt, da muß sie schon ein Segenströpflein gespürt haben! Der in der Galauniform bekommt auf einmal sein wahres Gesicht.

Ganz klar sieht die Zenzi: in die Exerzitien muß ich jetzt erst recht gehen, weil ich nicht bitter werden darf. Was die anderen Leute zu mir

---

und Tulalip. Bischof D'Herbomes schrieb am 1. Januar 1882 an den Generalobern in Europa: „Mit großem Schmerz muß ich Ihnen den Tod eines unserer besten Brüder mitteilen: Der liebe und in jeder Hinsicht ausgezeichnete Bruder Heinrich de Vries ist von uns gegangen. Nach einer kurzen Krankheit von nur 12 Tagen ist er am 30. Dezember gestorben. Es war eine reife Frucht für den Himmel. Wir alle haben die feste Ueberzeugung, daß er bei Gott ist. Sein Tod war der eines Heiligen.

Möchte der göttliche Lenker der Willen und Herzen den letzten Wunsch und das letzte Gebet seines treuen Dieners erhören und recht vielen großmütigen Seelen das Verlangen einflößen, nach dem Beispiel unseres Bruders Heinrich im Weinberg des Herrn zu arbeiten und zu leiden. Die Lücke, die er gelassen, ist noch nicht ausgefüllt." Er war ein stiller und doch großer Werkmann im Reiche Gottes!

sagen, muß ich nicht verantworten; aber was ich darauf sage, darf nicht bitter sein. Da ginge das eigentliche Elend für mich erst an.

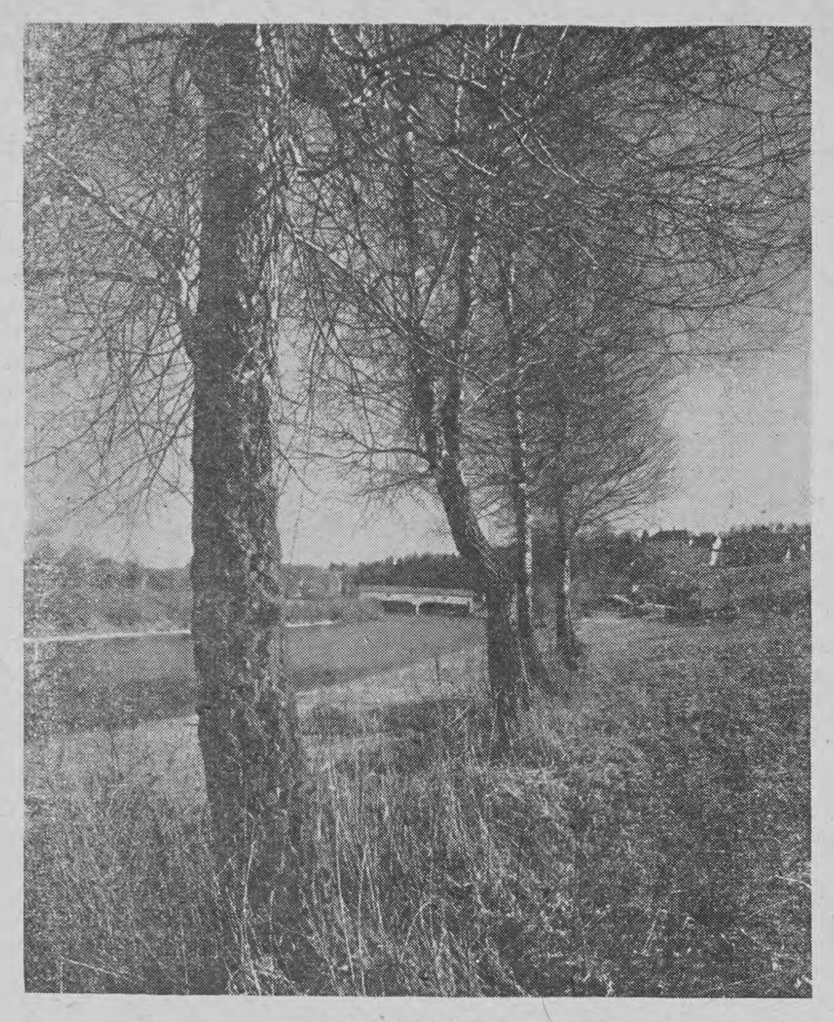
Droben am Waldhügel dreht sie sich noch einmal um und grüßt zur Kapelle hinunter. „Ich bring' dir ein Unterpfand mit, Himmelsmutter, an dem sollst du sehen, daß es mir ernst ist."

Dann keucht sie den Heimweg weiter und die Kathi, die mit der Rede immer vorne ist, sagt zur Burgl: „Da schau nur grad, wie schief die Zenzi wieder daherkommt; mit der werden wir weiters eine Ehre aufheben in Altötting drunten." Und die Burgl meint darauf: „Es ist nur gut, daß ihr der Vater net seinen Namen geben hat."

Zwei Sommer später keucht die Zenzi, die gleiche, schiefe Zenzi, den gleichen Waldweg hinauf. Sie hat einen Korb am Arm; sie schiebt den Deckel zurecht, der beim raschen Gehen immer herunterfallen möchte. „Autsch," macht sie dabei, denn sie hat sich an einer Rosenranke ordentlich gestochen. Der Stich muß aber trotzdem nicht allzu tief gegangen sein; die Zenzi lacht mit dem ganzen Gesicht.

Unten bei der Friedhofkapelle steht einer, der ihr nachschaut. Sie weiß es nicht und er ist ganz still, er denkt sich bloß seinen Teil. Es ist der Pfarrer.

Damit auch wir uns unseren Teil denken können, muß die Geschichte da weitergehen, wo die Zenzi vor zwei Jahren in die Exerzitien kam. Sie hat sich dort in aller Art mit ihrem Seelenfeind auseinandergesetzt, ist aber trotzdem mit der Ueberzeugung von Altötting fortgegangen, daß der Kampf mit der Verbitterung wahrscheinlich ihr Leben lang dauern würde. Und da hat sie bei der Frau Oberin im Exerzitienhaus zum guten Schluß noch gebettelt. Um ein Ave Maria, versteht sich auch, aber einen Ableger von dem Kletterrosenstock hinten im Garten hätte sie gar so gern. Mit dem kleinen Schößling ist sie dann schnurgerade zur Friedhofkapelle daheim gegangen und sie hat ihn eingesetzt. Wie man sehen kann, gerade an der Seite, wo die Wand ohne einen Rosenstock eigentlich recht kahl und häßlich sein müßte.



Vorfrühling

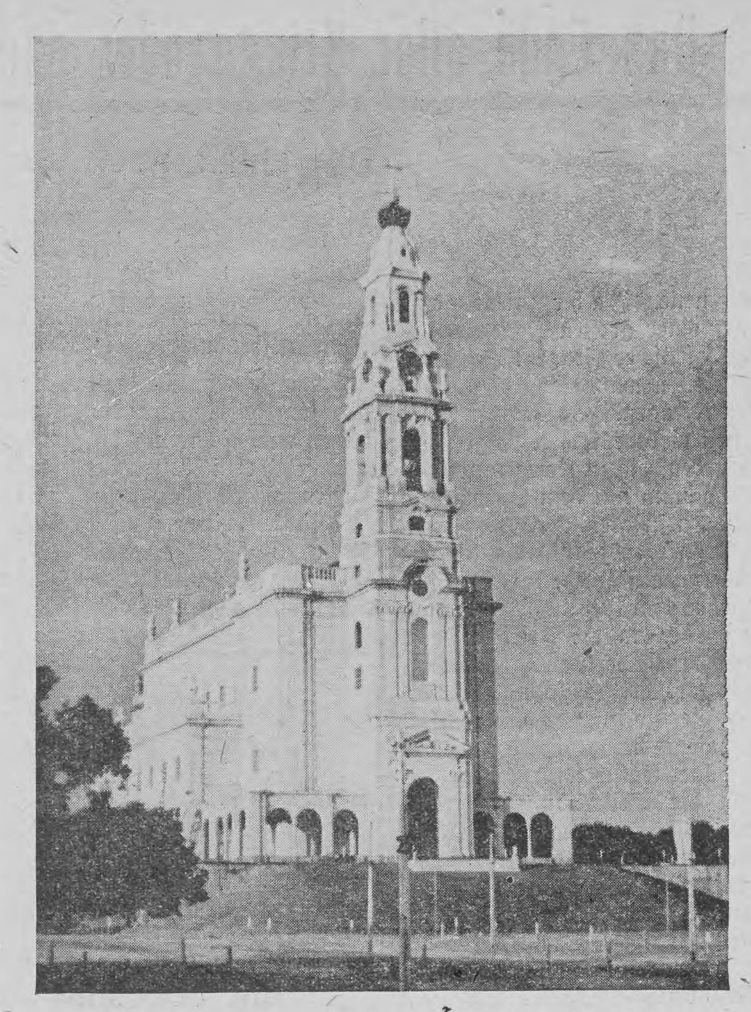
Dazu hat sie einen Vorsatz gefaßt. Der hieß: Wenn ich am Abend mein Gewissen erforsche und sehe, daß ich halt wieder harb geworden bin, dann muß ich noch zum Rosenstock gießen gehen. Und weil in ihrer gescheiten Seele doch immer ein klein bißl Schalk daheim war, dacht sich die Zenzi damals auch: Ich garantiere, dürsten brauchtst du nicht viel!

Sie hat es dem Rosenschößling wirklich nicht schlecht gehen lassen! Fürs Erste war das Bitterwerden noch lange keine überwundene Sache. Mancher Tag war eine Kette von Stichelworten und Geringschätzungen und Beleidigungen. Die vom Stegerhof hätten sich zwar baß gewundert, wenn ihnen einer Vorhalt gemacht hätte; es war nur so ihre Art, über die sie sich nicht lange besannen und die Zenzi selber ließ ja auch nicht viel von einer Beleidigung merken. So wußten sie nicht, wie dornenreich ihr Leben war, weil die Zenzi eben viel feiner und tiefer empfand als sie alle miteinander. Fürs Zweite aber hat sie ihr Wort gehalten. Nach einem harten Arbeitstag war es durchaus kein Vergnügen, noch einmal den Weg zu gehen, nein, es war manchmal mehr ein Humpeln als ein Gehen. Die Zenzi dachte sich nur in ihrem klugen Sinn: Solange ich nicht nachgeb', kann ich immer noch hoffen, daß der Feind einmal nachgibt. Erst wenn ich mit dem Kampf Schluß mache, bin ich überwunden. Hinzu war solch ein Bitterkeitsteufel-

chen oft noch neben ihr gewesen. Du mußt verschrumpfen wie eine Dörrbirn', sagte es. Red' mit keinem mehr, Zenzi, tu ihnen alles zum Trotz und die Wollust am eigenen Elend wäre manchmal fast Triumph geworden. Doch wenn das Kapellentürmchen hinter dem Wald zum Vorschein kam, dann beflügelte die Zenzi allemal ihre Schritte und wirklich, sie bekam einen Vorsprung. Sobald sie dann einmal das Friedhofgitter hinter sich geschlossen hatte, war das Teufelchen verschwunden. Ei, wie der Rosenstock trank und trank! Dir kommt's zugute, lächelte die Zenzi, aber tu mir den Gefallen und wachs auch! Das ließ sich dieser denn nicht zweimal sagen; im ganzen Friedhof bekam kein Beet soviel zu trinken wie dieser Rosenstock. Ja, ja, er war in kurzer Zeit ein richtiger Rosenstock geworden. Heimzu war's dann immer klar und friedlich. Das stille Müdwerden des Sommerabends, das Schweigen der Herbstnacht taten ihr wohl. „Du lieber Gott," sagte sie da oft und faltete die Hände, „ich bin ja auch dein Geschöpf, wenn ich auch krumm gewachsen bin und solange du mich magst, fehlt mir net viel. Geh, laß mich net verdorren, weck' die freundlichen Blümerl auf, die in meiner Seele schlafen! Mach' auch mich froh, lieber Gott!"

Und heut, heut nach zwei Jahren, ist die Zenzi froh, o so von Herzen froh. Man hätte sagen können, daß sie ihren Stock im letzten Sommer vernachlässigt, denn ihr Bußgang wurde immer seltener nötig. Oft waren Wochen vergangen, bis sie zum Gießen kam, aber wie in ihr der gute Wille immer tiefere Wurzeln schlug, so tief, daß er sich schon an dem fröhlichen Gleichmut der Kinder Gottes zu kräftig angefangen, schlug auch der Rosenstock seine Wurzeln tief, tief ins Erdreich; er mußte viel von oben begossen werden. Es war eine Pracht um diesen Rosenstock! Die Leute blieben auf der Straße stehen und ratschlagten, wie und woher. Einem fiel es sogar ein, daß es die gleiche schöne Rosenart war, wie sie im Altöttinger Exerzitiengarten blühte. Aber so reich! Nein, das hatte man noch nicht erlebt.

Von diesem Rosenstock hatte die Zenzi heute einen ganzen Korb voll



Die schöne Marienbasilika von Fatima. Unzählbar sind die Pilger, die aus aller Welt kommen, um hier, vor dem Gnadenbilde Unserer Lieben Frau von Fatima, zu beten.

Blüten abgeschnitten und sie in ihren Korb gelegt. Und eben da war der Pfarrer dazu gekommen. „Ja, Zenzi," sagte er voll Schrecken, „was tust denn du? Wirst doch nicht der Himmelsmutter die Rosen forttragen?" Die Zenzi schaute dem Präses fröhlich ins Gesicht und meinte: „So ist das nicht, Hochwürden! Sie wissen ja, daß morgen bei uns Doppelhochzeit ist, die Burgl und die Kathi, und die Greti ist Brautjungfer, und wenn ich schon sonst net viel taug', dann will ich wenigstens die Rosen zum Fest liefern. Meinen Sie, die Himmelsmutter kann da was dagegen haben?"

Der Präses schüttelte nachdenklich den Kopf. „Nein, ganz gewiß nicht, Zenzi," sagte er. „Ich glaub' vielmehr, sie hilft mit."

Und wie gesagt, während die Zenzi mit dem Rosenkorb über den Waldhügel zum Stegerhof geht, denkt er sich seinen Teil.

Manche Kinder tragen Dank gegen ihre Mutter auf den Lippen, aber die Tat straft sie Lügen.

Das Ende aller Kriege oder das Ende der Menschheit

(„Vaterland", Schweiz)

I.

Das neue Jahr sieht die Welt vor einer großen Zahl ungelöster weltpolitischer Fragen. In „normalen" Zeiten wären alle diese Fragen Kriegsfragen. Es hat in früheren Zeiten viel weniger wichtige Konflikte gegeben, die zu Kriegen geführt haben, die dann mit dem Schwert die Konflikte entschieden. Mit Kriegsende und Friedensschluß konnte die Welt wieder aufatmen, die politische Atmosphäre war gereinigt und man konnte wieder an die Friedenswerke denken. Der Krieg konnte so als Motor des Fortschrittes bezeichnet werden. Diese Zeiten sind endgültig vorbei. Heute bringt ein Krieg überhaupt keine Entscheidung mehr, es sei denn die Entscheidung auf eine allgemeine Vernichtung hin, in die der Sieger so gut einbezogen ist wie der Besiegte. Je gewaltiger die Kriegsmittel werden, um so unsinniger wird ein Krieg, um so mehr hat er die Tendenz zur Selbstvernichtung des Menschengeschlechtes. So liegt die Hauptaufgabe unserer Zeit in der Kontrolle dieser Kriegsmittel. Wir glauben nicht an enen dritten Weltkrieg, es sei denn, daß wir an die allgemeine Verrücktheit des Menschengeschlechtes glauben müssen. Freilich gibt es Symptome, die auf eine solche allgemeine Verrücktheit schließen lassen. Ein solches Symptom ist z. B. der Wettlauf der Nationen um die Schaffung immer neuer furchtbarerer Waffen, obwohl man wissen muß, daß die Kontrolle über diese Waffen immer schwieriger wird. So kann man den dritten Weltkrieg nur dadurch vermeiden, daß man den Menschen ganz allgemein zum Bewußtsein bringt, daß ein solcher Krieg tatsächlich das Ende des Menschengeschlechtes bedeuten würde, daß es keine Sieger mehr gibt, sondern nur noch Besiegte. Der bekannte Mathematiker und Physiker Albert Einstein, der wie kein zweiter um die Wirkungen der modernen Waffen weiß, schätzt die Todesopfer, welche der Atomkrieg der Zukunft fordern dürfte, auf fünf Sechstel der gesamten Menschheit. Aber bereits weiß die Welt, daß die Atomwaffe schon überholt ist, daß radioaktive Gifte noch verheerender sind als Atomwaffen und diese an allgemeiner Vernichtungskraft noch bei weitem übertreffen. Dazu kommt die Möglichkeit einer Kombinierung der Atom- und Giftwaffen. Wer sich über die Wirkung dieser modernen Waffen in aller Knappheit unterrichten lassen will, greife zu der soeben erschienenen Broschüre von Louis Emrich, „Der dritte Weltkrieg, der Untergang der Menschheit" (Verlag Jean Frey AG., Zürich). Diese Visionen sind keine Phantastereien, denn sie sind belegt durch Erkenntnisse und Bekenntnisse unserer führenden Physiker. Dr. Harold C. Urey, Nobelpreisträger für Physik, betonte mit allem Nachdruck:

> „Als Wissenschafter, der weiß, um was es geht und was für die ganze Menschheit auf dem Spiele steht, beschwöre ich alle Kollegen, die Hände von der Erforschung und Schaffung immer weiterer Massenvernichtungsmittel zu lassen. Wird diese Warnung und diejenige aller klarblickenden Physiker, Chemiker und Biologen nicht gehört, dann wird zukünftig, wenn das Schreckliche eintritt, von der Menschheit nur noch ein Bruchteil übrigbleiben."

Laß die Wurzel unseres Handels
Liebe
sein
senke sie in unser Wesen tief hinein,
laß doch alles hier auf Erden
Liebe werden.

II.

Die Menschheit weiß, daß sie vor der einen Wahl steht: Das Ende aller Kriege oder das Ende der Menschheit. Aber eine wirkliche Vorstellung, wie das Ende der Menschheit aussehen wird, kann man sich heute noch kaum machen, weil die Vorstellungskraft dazu einfach nicht ausreicht. „Die Waffen von morgen werden an einem einzigen Tage mehr zerstören, als alle bisherigen Waffen seit dem Bestehen der Menschheit vernichtet haben", erklärte der amerikanische Kriegsminister Patterson an einer Konferenz in Neuyork, und General Kenney betonte beim gleichen Anlaß, daß eine große Nation sich auf Verluste in der Höhe von 25 Millionen Menschen am ersten Kriegstage gefaßt machen müsse.

So paradox es klingen mag, gerade diese furchtbaren Aussichten eines dritten Weltkrieges sind eine gewisse Garantie dafür, daß dieser Krieg nicht kommen wird. Frühere Kriege, selbst der erste und der zweite Weltkrieg, standen nicht vor dieser Wirklichkeit einer völligen Vernichtung des Menschengeschlechtes. Vor dem ersten und zweiten Weltkrieg gab es immer die Möglichkeit von Siegern und Besiegten, wobei die Sieger die Früchte des Sieges einheimsen konnten. Die beiden Weltkriege von 1914 bis 1918 und 1939—1945 haben hier bereits eine Aenderung gebracht. Es gab wohl dem Waffengang der beiden Kriege nach, nur noch Besiegte. Weder die Sieger von 1918 noch jene von 1945 konnten und können Früchte des Sieges einheimsen, sondern nur zusammen in harter Arbeit die Folgen des Krieges zu beseitigen versuchen. Ein drit-

ter Weltkrieg beraubt die Menschen auch dieser Möglichkeit. Es gibt da keine Möglichkeit mehr, die Folgen des Krieges zu beseitigen, weil keine Menschen mehr da sein werden, die überhaupt diese Arbeit bewältigen könnten. Die Kriege vor 1914 hatten noch einen gewissen Sinn, die Kriege von 1914—1918 und 1939—1945 waren schon sinnlos geworden, ließen und lassen aber doch noch die Möglichkeit offen, sich von dieser Sinnlosigkeit zu erholen. Ein dritter Weltkrieg aber nähme uns auch diese Möglichkeit. Seine Sinnlosigkeit wäre eine totale.

III.

Was aber unternimmt man, um dieser totalen Sinnlosigkeit zu entrinnen? Folgt man dem Rate Ureys, die Hände von der Erforschung und Schaffung immer weiterer Massenvernichtungsmittel zu lassen? Keineswegs. In Amerika werden immer größere Forschungsinstitute gebaut, um immer noch furchtbarere Vernichtungsmittel zu schaffen. Was in Rußland geschieht, weiß man nicht, außer daß der Wettlauf mit Amerika in der Herstellung solcher Waffen aufgenommen worden ist. Als unerhörte Machtmittel haben diese Waffen die Tendenz, seinem Inhaber ein Machtmonopol zu verschaffen und den Geltungsbereich dieser Macht auf die ganze Erde auszudehnen. Sie sind ein Mittel zur Erinnerung der Weltherrschaft und zur Schaffung eines absoluten Machtzentrums. Der alleinige Besitz dieser Waffen in den Händen der angelsächsischen Mächte und ihres Hauptpartners Amerika bedeutet für diese die tatsächliche Weltherrschaft. Wenn aber diese Waffen auch in den Händen einer gegnerischen Großmacht liegen, dann wird deren Gebrauch schachmatt gesetzt, weil niemand wagen darf, sie anzuwenden ohne Gefahr zu laufen, selber vernichtet zu werden.

Das ist eine Art Friedensgarantie. Während des zweiten Weltkrieges hatte Hitler furchtbare Gift- und Bakterienwaffen geschaffen. Aber die Engländer hatten die gleichen Waffen. Als sie vernahmen, daß Hitler gewillt sei, diese Waffen anzuwenden, haben die Engländer durch Radiosendungen die deutsche Regierung darauf aufmerksam gemacht, daß, sobald die Deutschen zur Gift- und Bakterienwaffe greifen, sie selber (die Engländer) ebenfalls davon Gebrauch machen werden. Der deutsche Generalstab konnte daraufhin Hitler an der Auslösung des Gift- und Bakterienkrieges verhindern. Aehnlich mag es auch in der Zukunft sein. Aber weil dem so ist, so hat die Herstellung solcher furchtbarer Waffen überhaupt keinen Sinn mehr. Aber warum werden sie trotzdem hergestellt? Amerika darf heute, trotzdem es seinem intimisten Feind, die Sowjetunion, mit der Atomwaffe noch überlegen ist, von dieser Waffe keinen Gebrauch machen. Es könnte wohl die russischen Städte und Industriezentren zerstören, könnte aber nicht verhindern, daß die Russen mit ihren Millionenheeren Europa überschwemmen würden, und dann müßte der Atomkrieg in Europa selber weitergeführt werden, das damit in einen ungeheuren Mondkrater verwandelt würde. Rußland darf, wenn es Amerika mit der Fabrikation der Atom- und Giftwaffen eingeholt hat, ebenfalls nicht deren Gebrauch wagen; es würde damit sich selbst vernichten und auf einer Flucht ins Herz Europas auch nur ein Trümmerfeld vorfinden, das zu beherrschen ebenfalls sinnlos wäre. Das sind Ueberlegungen, die man sich sowohl auf dem amerikanischen als auch auf dem asiatischen Kontinent macht. Das sind rationale Gründe, warum einstweilen ein dritter Weltkrieg nicht zu befürchten ist, wenigstens nicht ein Weltkrieg mit den Atomwaffen. Der einmalige Abwurf von Atombomben über Hiroschima und Nagasaki hat die ganze Furchtbarkeit des Atombombenkrieges blitzhell erleuchtet. Er stellte die ganze Menschheit vor die klare Wahl zwischen Leben und Tod. Muß man an den Wahnsinn glauben, daß sie den unweigerlichen Tod wählt. Wir glauben nicht daran.



In aller Not,
In Angst und Tod
Sollst du zu Joseph gehen!
All deine Plag
Ihm künd und sag;
Er wird dich wohl verstehen.
Er ist bestellt
In dieser Welt
Zum Tröster aller Armen.
Geh hin, o Christ,
Wo Joseph ist,
Er muß sich dein erbarmen.

G. Dreves

Vom Heidentum zum Christentum

L. Closset O.M.I.

(Weitererzählung von vorigem Monat)

„Liebling, wir haben so lange Freud und Leid zusammengetragen, und ich will ja alles tun, um die Unannehmlichkeiten erträglicher zu gestalten. Gott wird mir helfen."

„O ja, Frauchen, das ist leicht gesagt. Ich kenne aber christliche Frauen genug, die die Religion hochmütig und unausstehlich gemacht hat. Wenn das bei dir der Fall sein sollte, dann bleibe lieber, was du bist."

„Ihr Männer sprecht immer schlecht von den Christen, ihr findet nichts Gutes an ihnen, und doch sieht jedermann, wie die Lehre sie zum Guten wunderbar umgeändert hat. Es gibt überall Ausnahmen, auch bei den Christen."

„**M'a Mokete**, ich werde die Verwandten um Rat fragen. Die Sache ist überaus wichtig und muß gründlich besprochen werden. Damit Schluß!"

Mit diesen Worten hat **Ratiti** seine Frau auf die Zukunft vertröstet. Das arme Weib ist die Sklavin ihres Mannes und kann nicht einmal für ihr ewiges Heil wirken ohne Zustimmung des rohen Gebieters. Frauen, Jungen und Mädchen müssen öfters jahrelang auf das Jawort warten und erlangen in manchen Fällen erst die Freiheit nach dem Tode des Gatten oder des Vaters. Manche haben auf dem Todesbette nach dem katholischen Priester geschrieben und sind unerhört geblieben. Solche Fälle werden allerdings mit der Ausbreitung des Christentums immer seltener, und es wird jetzt als Roheit und Ungerechtigkeit angesehen, wollte ein heidnischer Mann seiner Frau oder seinen Kindern den Eintritt in die Kirche verbieten.

Eine große Rolle spielen bei der Bekehrung der Basutos, wie schon erwähnt, die Träume. Ein sonderbarer Zug näherte sich eines Nachmittags unter strömendem Regen meiner Wohnung. Ich war eben in die Türöffnung getreten, um nach dem Wetter Ausschau zu halten, als folgendes ungewöhnliche Schauspiel sich meinen Blikken darbot. Eine schwer kranke Frau zu Pferde, ihr Mann zur Seite, der sie im Gleichwicht hielt. Jungens und Mädchen mit Decken, Bündel, Kochgeschirr und Essen. So ähnlich sieht der Auswanderungszug einer Basutofamilie aus, den man öfters auf den großen Verkehrswegen antrifft.

„Leute, wo kommt ihr her? Welche Angelegenheit bringt euch zur Mission? Wie könnt ihr nur bei solchem Wetter reisen?"

„Lehrer, können wir hier Unterkunft finden?"

„Jawohl, kommt nur schnell; hier nebenan in die Küche!"

Vorsichtig wurde die Frau vom Pferde gehoben und in die Küche gebracht. Die Kinder schlichen fröstelnd hinterher. Arme Kinder! Ich suchte schnell nach dem wenigen Holz, das mir übrig blieb, und ließ die Leute Feuer anzünden. Als auch das Pferd untergebracht war und alle am Feuer sich bequem niedergelassen hatten, trat ich zu ihnen und erfuhr, daß eine Gestalt, in einen weißen Mantel gehüllt, das Kreuz auf der Brust, der kranken Frau im Traume erschienen sei und ihr, der Heidin, befohlen habe, sich sofort taufen zu lassen. Darum also die hastige, beschwerliche Reise, die der guten Frau den Tod hätten kosten können. Sie bestürmte mich mit Bitten, sie doch noch am selben Abend zu taufen. Ich kam in Verlegenheit. Sehr krank sah sie ja aus, aber so, ohne lange Vorbereitung zu taufen, ist immer ein Wagnis. Nur zu viele, in der Not getauft, sind dem Glauben untreu geworden. Ich vertröstete sie auf den nächsten Tag, um Zeit zu gewinnen, begann aber noch am selben Abend mit dem Unterricht, um sie im Notfalle sofort taufen zu können. Sie hatte auch tatsächlich das große Glück, am nächsten Morgen die Taufe zu empfangen und ist heute eine der besten Christinnen.

2. Die Taufbewerber.

Der große Tag ist angebrochen, der Tag der Aufnahme unter die Taufbewerber. Alle Formfragen sind erledigt. Mit Bangen und Zittern wird das neue Kleid angelegt. Der Herr des Hauses begleitet Frau oder Kind und stellt sie dem Priester vor. Noch häufiger schickt er einen Boten, der den Neubekehrten anmelden und die Erklärung abgeben soll, daß dieser die rechtmäßige Erlaubnis erlangt hat. Manchmal langt auch ein Brief an, in dem es heißt:

„An den Lehrer . . . .

„Ich grüße Dich. Meine Frau hat mir gesagt, sie wolle sich Gott schenken. Ich habe ihr gesagt, daß ich damit einverstanden bin. Nimm sie auf, ich gebe sie frei, ich will ihrer Seele kein Hindernis entgegensetzen, obwohl ich selbst ein Heide bin. Nimm sie auf, Vater!

Ich bin es, ihr Gatte . . ."

Am Sonntag nach der Messe sieht der Missionar sonderbare Gestalten in seinem Zimmer erscheinen. Auf den ersten Blick gewahrt er, daß es Heiden sind. Da fällt ihm so recht der Unterschied auf zwischen Christen und Heiden. Bei Christen ist Freude, Demut, Ungezwungenheit, Kindlichkeit dem Gesichte aufgeprägt, bei Heiden etwas unsagbar Wildes, Mißtrauen und Roheit. Es ist außer allem Zweifel, daß die Religion das Aeußere des Menschen verklärt, ihm einen sichtbaren Stempel aufdrückt. Von hundert Basutos wird der eingelebte Missionar mit Leichtigkeit die Religion von neunzig ihm unbekannter Personen sofort angeben können.

„Vater, hier sind Leute, die sich auf die Taufe vorbereiten wollen."

„Recht so! Wie heißen sie? Wo kommen sie her? Haben sie die erforderliche Erlaubnis? Ist kein Hindernis vorhanden?"

„Doch, dieser Mann hat zwei Frauen. Er will aber die jüngste entlassen."

„**Mokoali,** ist es dir ernst mit deiner Bekehrung? Hast du dir alles überlegt?"

„Ja, Vater, ich verspreche, von heute ab mit meiner ersten Frau in Frieden leben zu wollen, so wahr mir Gott hilft."

„Hier, mein Vater, ist eine Nebenfrau. Ihr Mann erlaubt, daß sie sich einschreiben läßt, doch will er die Verbindung mit ihr nicht aufgeben." — „Arme Frau, das ist eine heikle Sache. Ich kann dir im höchsten Falle erlauben, am Unterrichte teilzunehmen, doch getauft kannst du nicht werden."

„Aber Vater, ich sehne mich so sehr nach der Lehre. Ich habe meinen Mann mit Bitten bestürmt, aber er will mich nicht freigeben. Mit den Jahren wird er sich, hoffe ich, eines Besseren besinnen."

„Schon gut, Frau, bete für ihn! — Wo sind die andern?"

Ein Jüngling und ein paar Mädchen werden vorgeschoben. Welche Angst, welch ein Mißtrauen vor dem Priester in all diesen Heiden! Und doch wieder welche Hoffnung und Freude, wenn ihre Namen in das große Buch eingetragen werden. Es sind meistens Unbekannte, die Gottes Gnade und das Gebet gläubiger Christen aus den Schluchten und von den Bergeshöhen in die Kirche gezwungen hat. Wir Missionare sind eben nur Handlanger des Erlösers und haben sehr wenig Verdienst an der Bekehrung dieser Seelen.

Ein erhebendes Schauspiel war es, als nach der schrecklichen Grippe von Oktober und November 1918 die Heiden scharenweise jeden Sonntag sich einschreiben ließen, oft 40—50 an der Zahl. Das waren Festtage für den Missionar. Ganze Familien, der Hausherr an der Spitze, meldeten sich zur Aufnahme, froh, dem großen Verderben entgangen zu sein. Der Herr der Welt hat sich den Völkern offenbart; glücklich derjenige, welcher Zeit gehabt, seine Rechnung mit Gott zu machen. „Wer sich heute nicht bekehrt," erklärte damals ein Heide, „der ist verrückt." Jeder wollte getauft werden, der Kranke und der Gesunde.

Die Glocke wird zum zweiten Male geläutet, alles strömt zur Kirche. Drei Strophen eines Liedes werden gesungen, dann tritt der Priester an die Kommunionbank und ruft die angemeldeten Heiden herbei. Das Lied der Taufbewerber wird angestimmt. Mit Bangen und Zagen treten die Glücklichen aus den Bänken; neugierige Blicke von Kindern und Erwachsenen folgen ihnen. Es kommen Männer, junge und alte Weiber in größerer Anzahl, alles bunt durcheinander, in allen möglichen Kleidern. Da kommt ein alter Graukopf, Pfeife und Tabaksbeutel in der Hand, sein Sohn hinterher. Die Kinder können sich nicht mehr ernst halten. Die Kniebeugung wird so linkisch gemacht, und es vergeht eine geraume Zeit, bis sich alle in Reihe und Glied niedergekniet haben. Arme Kinder der Wildnis! Kniebeugungen gibt es in den Basutozeremonien nicht. Die Raufbolde kennen selbst im stärksten Gedränge kein Zittern, aber hier wird es ihnen schwül. Die Stimme des Priesters erklingt:

„Wollt ihr in die katholische Kirche aufgenommen werden, und geschieht dies aus freiem Willen?"

„Ja!"

Ein paar haben aus lauter Herzensbeklemmung die Frage nicht gehört.

„Du hier und du da drüben: ihr antwortet ja nicht?"

„Ja", kommt es scheu von ihren Lippen.

„Entsagt ihr allen heidnischen, gottwidrigen Gebräuchen und allen unheiligen Werken?"

„Ja."

„Werdet ihr von heute ab die Gebote Gottes und der Kirche halten und am Unterricht regelmäßig teilnehmen?"

„Ja."

„Brüder! Gott hat die Worte gehört, die ihr heute in seiner Gegenwart gesprochen habt, und wir alle sind Zeugen davon, daß ihr allem entsagt, was Gottes Geboten zuwider ist. Auch am jüngsten Tag werden wir als Zeugen aufstehen, für euch oder gegen euch, je nachdem ihr euren Worten treu oder untreu geworden seid. Die Fragen, die ich an euch gestellt habe, erklären euch zur Genüge, was es heißt, sich zu bekehren. Verlasset den breiten Weg des Lasters und des Aberglaubens und folget Christus nach auf dem engen Pfade der Selbstzucht und des Gehorsams gegen Gott. Jesus, euer Erlöser, freut sich, daß ihr euch ihm geschenkt habt. Betet zu ihm, und er wird euch helfen, gute Christen zu werden."

Mit diesen oder ähnlichen Worten legt ihnen der Priester ein Band mit Medaille und Kreuzchen um den Hals und segnet sie. Dann treten sie zurück an ihre Plätze. Das Lied wird zu Ende gesungen, und die Feier ist zu Ende. Erklärung des Katchismus und sakramentaler Segen beschließen die Nachmittagsandacht; dann zerstreut sich die Menge nach allen Himmelsrichtungen hin. Einige Kranke werden noch angemeldet, allerlei kleine Angelegenheiten erledigt; sodann trete ich an die Kante der Felsplatte und halte Ausschau. Die Gebirgspfade und die Wege im Talgrunde bieten ein entzückendes Bild. In langen Reihen ziehen die Katholiken heim, die heute Mut und Kraft an der Quelle aller Gnaden getrunken haben, unter ihnen auch meine neuen Taufbewerber.

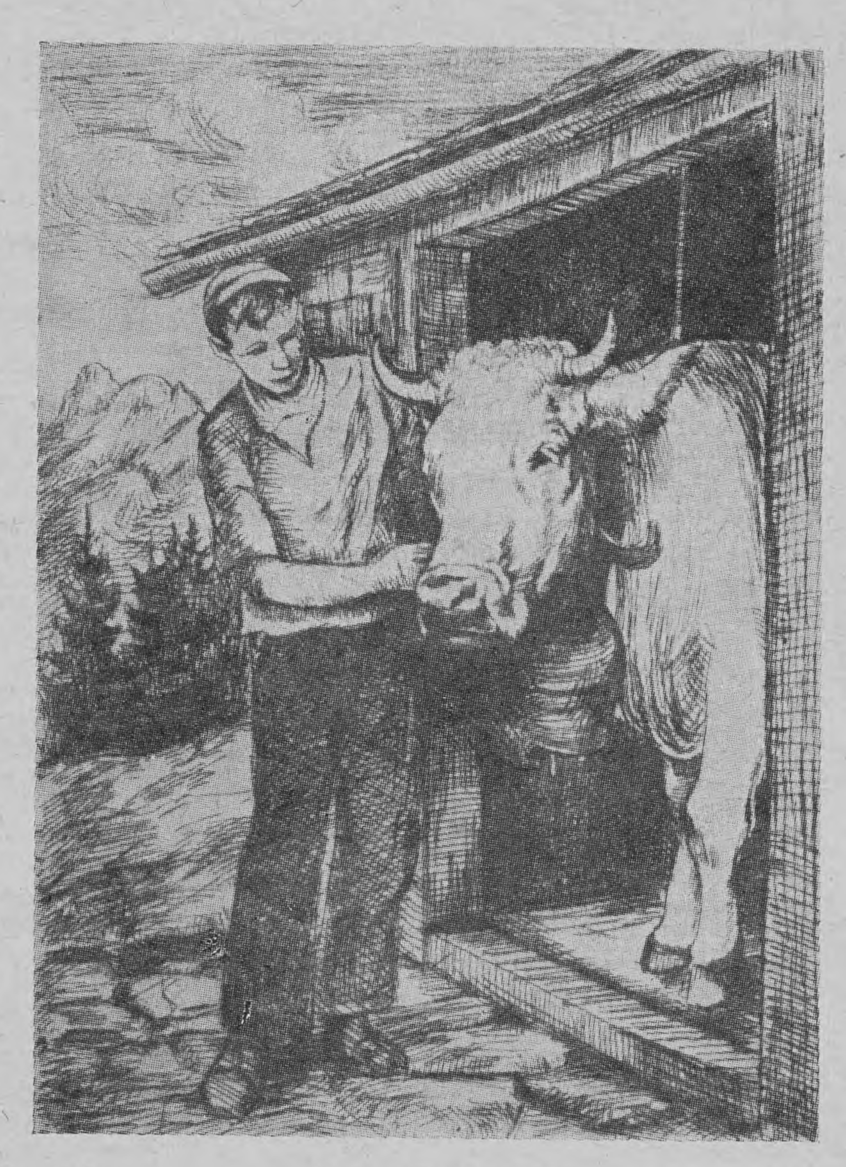
„Wie ist es dir?" höre ich gerade eine nachhumpelnde Basutofrau ihre alte Freundin fragen.

„O, ich bin glücklich heute. Es war so schön. Ich glaubte, es wäre schwerer, sich zu bekehren; aber ich sehe, daß schon alles gut gehen wird. Der Katechismus wird mir Schwierigkeiten bereiten, ich bin niemals in jene Schule gegangen, du weißt es. Wenn ich nur jemanden finde, der mir ihn vorlesen will . . ."

Der Wanderer im „Hohen Schein"

Von Marie Theres Baur

Er war bis in den späten Nachmittag gewandert, als er merkte, daß er sich verirrt hatte. Da kam jener Fremde plötzlich aus der entgegengesetzten Richtung, wünschte einen guten Tag und wollte vorübergehen. Jams Kedwill sprach ihn an und bat um Auskunft. Nein, Jams Kedwill war nicht ängstlich. Er war Jahre am Kongo gewesen, wo man das Fürchten verlernt. Aber dieses Moor, das er hinter sich hatte — diese grauenhafte Oede dem Abend zu und dieser gefährliche Weg, vorüber an Sumpf und Irrlicht, war ihm doch auf die Nerven gegangen. — „Es ist sehr einfach, sich hier zurechtzufinden; man muß nur die Wegmarkierung kennen," sagte der Angeredete der sich als Franz Hauer vorgestellt und Wissenschaftler war. „Dieser Weg ist mir eine Notwendigkeit. Jedes Jahr in den Ferien geh ich ihn, und er ist meine Lieblingwanderung. Hier ist es einsam, und man hat Zeit, nachzudenken." Jams Kedwill, der auch die meisten seiner Wege allein ging, legte die Stirne in Falten: „Ich glaube, es ist eine schlechte Gewohnheit, das Nachdenken; man ginge mitunter besser blind und taub durch die Welt. Sehen Sie — da drüben, wo der Wald dunkelt, was ist das? Diese Flämmchen sind wohl Irrlichter?" — „Das Moor leuchtet dem Abend zu," sagte Hauer. „Haben Sie Zeit, dann könnten wir uns ein wenig setzen. Etwas weiter drüben ist eine Bank, von der aus man einen wunderbaren Blick über das ganze Rund dieses Sumpfgebietes hat. Das Moor ist am unheimlich-



Fr. Meier — Jetzt geht's hinaus!

Sie sind die Glücklichen von heute, und wir alle freuen uns mit ihnen, Priester und Gläubige. Nur einer quält sich in schrecklichem Hasse: der Geist der Finsternis. Er hat heute eine schwere Niederlage erlitten, aber er tröstet sich und schleicht den Nichtsahnenden nach. Noch ist nicht alles verloren, denkt er. Der Gesichtsausdruck des Gottesboten wird hart und schneidend wie ein geschliffenes Schwert, wenn er dessen gedenkt, der auf Verderben sinnt und ihm schon so viele von denen entrissen hat, die gar demütig vor ihm knieten und den Treuschwur leisteten. Darum klang auch eben im Kirchlein seine Stimme wie eine ernste Mahnung: „Seid auf eurer Hut! Der Teufel geht umher wie ein brüllender Löwe, suchend, wen er verschlingen könne."

Forsetzung folgt.

sten, wenn es Nacht wird. Aber mir ist eine Moornacht jedesmal eine neue Offenbarung." — „Wir werden den Weg nicht mehr finden, wenn es dunkel wird." — „Ich habe eine gute Taschenlampe bei mir und kenne jeden Steg." — Sie waren bei der Bank angekommen. „Wissen Sie, daß man diese Gegend den ‚Hohen Schein nennt?" fuhr Franz Hauer fort. „Das Moor hier hat seine Geschichte, über die ich schon oft nachgedacht habe. Wenn Sie vom Westen hergekommen sind, haben Sie gewiß den ‚Moorhoff gesehen, die niedere Häuserflucht mit den Strohdächern und den winzigen Fenstern. Es ist alles ein Besitz, das schönste Gut im ganzen Hochmoor. Eine Frau verwaltet es, die schöne Christa Maria. Um sie dreht sich auch die Geschichte. Ihren Vater nannten die Leute den ‚Heiden'. Er war geizig und ein Trunkenbold und hat es sein Weib bitter entgelten lassen, daß sie ihm nur eine Tochter und keine Söhne schenkte. In seiner Jähe und seinem wild aufspringenden Zorn hat er das Kind eines Tages an den Haaren fortgeschleift und ins Mooor geworfen. Aber sehen Sie — und das ist auch der Gedanke, der mich immer da heraustreibt und der mir die Einsamkeit in dieser Wildnis so begehrenswert gemacht hat — das Kind ist nicht umgekommen, ganz gegen jedes Naturgesetz. Es hat eine Auge über ihm gewacht, das wohl über jedem Menschenleben ruht. Man könnte sagen, es sei ein Wunder geschehen da draußen, daß das Kind gerettet werden konnte. Aber ich sage immer: Gottes Wille ist geschehen, weiter nichts." — Kedwill zog die Brauen zusammen. Er liebte Gespräche dieser Art nicht. „Sie sprechen von Gottes Willen. Glauben Sie, daß nur das geschieht, was er will?" „Und was er zuläßt, ja. Sie werden fragen, was gibt Ihnen das Recht, so zu glauben. Ich lese die Frage aus Ihrem Gesicht. Das Leben selbst, Herr Kedwill. Mitunter erkennt man nur schwache Zusamenhänge. Gottes Gedanken sind nicht nur und allein in dieser kleinen Welt befangen, die wir Erde nennen. Ich habe viel gesehen. Gutes und Böses, Haß und Liebe, Recht und Unrecht.. Man sieht zumeist nur die Fassade, wenn es gut geht, eine Konstruktion. Aber das wirkliche Leben, das hinter den Dingen steht, das, was in seinem Urwesen mit Gott zu tun hat, das sieht man nicht. Das ist es, was ich sehen und erkennen möchte, weil dann die Dinge erst ein richtiges Blickfeld haben, weil es dann wahrer, ernster und schöner wird, selbst wenn die Dinge um uns bitter sind. Sehen Sie, man hat den Alten vonda drüben den ‚Heiden' genannt, obwohl er gestorben ist wie ein Heiliger. Als sie das Kind aus dem Moor gerettet hatten und hinüber in das Haus brachten, noch ganz voll Schlamm und Schmutz und mit Augen, in denen noch das Todesgrauen stand, muß es ihm wohl gekommen sein, was er tun wollte. Er sei umeinander gerast und habe gebrüllt wie ein Tier, indem er sich mit den Fäusten an die Brust schlug und dann zusammensank. Von da ab habe er kaum mehr ein Wort gesprochen, aber in jeder Nacht habe er in der Kammer gelegen und habe gebetet. Er habe keine christlichen Gebete gewußt. Da habe er mit dem Herrgott gesprochen, wie sein Verstand es fertig brachte. ‚Du hast den Sumpf gemacht, in dem man versinkt und hin ist. Aber mein Kind hast du herausgezogen. Ich bin ein Mörder, aber du hast mich angesehen und die Mordtat verhindert. Schlag mich — tu mir etwas — nimm deine Faust und schlage mir damit meine Stirne ein, damit sie kein Ungut mehr denken kann. Schlag zu, so fest du kannst, daß ich es wieder aushalt in mir drinnen. . .' Am Tage hat er geschwiegen, aber die Armen hat er in sein Haus gezogen und ihnen die Säcke gefüllt. Vielleicht ist das alles ganz natürlich, und sein Inneres hat sich nach so einer bösen Tat so gewandelt. Aber warum hat er plötzlich nach Gott gerufen? Aus Angst? In seiner Not? Oder einer Erkenntnis? — Vielleicht aus einem von diesen Gründen, vielleicht aus allen. Aber zumeist deshalb, weil Gott ihn zuerst angerufen hat, indem er ihm sein Kind noch einmal schenkte. Vergessen wir nicht, alle jähen Leute entsetzten sich nach begangener Tat über sich selber. Auch dieser Moorhofer. Nur, daß der ein zu hartes Herz hatte, als daß ihm zu andern Zeiten das Entsetzen ins Bewußtsein getreten wäre. Aber nun er wissend und sehend wurde, hat er alle Kraft dahin gebraucht, wo sie allein gebrauchswert war, auf seine Selbstverbesserung. Einiges ist nach seinem Tode laut geworden — Verwunderliches und Seltsames, aber man kann es gut verstehen und begreifen. Er hat nie mehr in einem Bett geschlafen, sondern auf einem Brett, dessen Kopfpolster ein Holzkeil war. Und ein härneres Büßhemd hat er mit ins Grab genommen. Das Verwunderlichste aber war, daß er eine Art geistiges Testament hinterließ. Nur ein paar Sätze. Ich kann sie auswendig. Immer, wenn ich hier draußen sitze, stehen sie vor mir, und ich weiß, daß der Alte recht gehabt hat. In seinem Notizbuch stand:

„Wer Gott nicht hat, verdirbt.

Auch wenn wir nicht wollen, Gott regiert die Welt und lenkt die Schicksale. Eine Weile scheint es, als sei der Mensch allein groß. Dann kommt Gott, und der Mensch ist ein Nichts und ist lediglich auf seine Gnade angewiesen. Ich habe mich empören und der Herr über alle die sein wollen, die um mich waren. Da hat Gott mir meinen Lauf gelassen, und ich habe in meiner Hoffart mein eigenes Kind ins Moor geworfen.

Wenn Gott nicht jeden Tag zeigte, daß er uns wie ein Vater liebt und mit mehr Verstand und Liebe an uns handelt, als wir begreifen, wir gingen lauter Irrwege und endeten in der ewigen Nacht.

Ich will Gott dienen, solange ich lebe — das ist das einzige, das Sinn hat."

„Soweit wir die Aufgeschlossenheit wahrer Katholizität nicht hatten oder nicht haben, sind wir mitschuldig am Schicksal der außerchristlichen Welt."

Der Mantel des heiligen Joseph

von Grete Schöppl

Von unfaßbar tiefem Glücke war die Brust des Mannes erfüllt, der hier in der üppigen nazarenischen Landschaft lustwandelte; Maria die reinste aller Jungfrauen ,hatte ihn zu ihrem Beschützer erwählt.

In jener liliengleichen Liebe, von welcher geschrieben steht: „Wer's fassen kann, der fasse es!" hatten die Beiden beschlossen, ihren Lebensweg gemeinsam zu gehen und Joseph war es, als müßten die Blumen und Gräser ringsum, die Bächlein und die ganze Natur mit ihm jubeln und sich freuen.

Die Zeit verging . . .

Maria und Joseph waren miteinander vermählt und dienten Gott in reinster Liebe. Da geschah es, daß Maria ausersehen ward, das Wunder der Menschwerdung Gottes in sich selbst sich vollziehen zu wissen.

Als sie allein in ihrem Kämmerchen betete, war ihr der Engel Gabriel erschienen und hatte zu ihr gesprochen:

„Gegrüßet seist Du, Maria, Du bist voll der Gnade, der Herr ist mit Dir! Du bist gebenedeit unter den Weibern und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes! Der heilige Geist wird Dich überschatten und das, was aus Dir geboren werden soll, wird Sohn Gottes genannt werden!"

Maria wahrte dieses kostbarste, heiligste Geheimnis streng in ihrem Herzen, selbst zu Joseph sprach sie kein Wort davon.

Im Laufe der Monate jedoch glaubte dieser zu bemerken, daß seine reinste Frau gesegneten Leibes sei. Ein tiefes Weh erfaßte ihn. Ihr nur den geringsten Vorwurf zu machen, hatte er nie über sich gebracht, nein, auch nur den leisesten Verdacht auszusprechen, wäre er nicht imstande gewesen, aber all das Glück seines Herzens schien erloschen und erstorben.

Heimlich beschloß er, Maria zu verlassen, erhob sich in tiefer Nacht, da Maria im Schlafe lag, und griff nach seinem Mantel . . .

Maria schlief jedoch nicht und bemerkte alles. Das Herz wollte ihr im Leibe brechen, sie wußte ja, was Joseph um sie litt und warum er sie verlassen wollte, aber sie vermochte kein Wort zu sagen. Sie schloß nun aufs neue die Augen.

Noch einmal blickte Joseph nach ihrem Antlitz, das reiner und schöner anzusehen war, als das eines Engels. ‚Nein, Maria, es ist nicht wahr!' ward es ihm plötzlich klar, ‚und wenn alle Anzeichen das Gegenteil sprechen, ich glaube an sie!'

Obwohl gleich wieder Trauer über ihn kam, da ja ihr Zustand leider so unverkennbar war, vermochte er nicht fortzugehen, zudem bemerkte er nun, daß Maria nicht schlief und sein Tun beobachtet hatte, und beschloß, wenigstens diese eine Nacht noch zu bleiben.

Er legte sich nieder und schlief ein und im Traume erschien ihm ein Engel, der ihm sagte:

„Joseph, Sohn Davids, fürchte nicht, Maria, Dein Weib, zu Dir zu nehmen; denn was in ihr erzeugt worden ist, das ist vom heiligen Geiste. Sie wird einen Sohn gebären und du sollst seinen Namen Jesus heißen; denn er wird sein Volk von seinen Sünden erlösen!"

Als Joseph erwachte, war er so glücklich wie je zuvor; denn sein Glaube an Maria brauchte nicht mehr in Widerspruch zu dem zu stehen, das er an ihr sah. Oh, er war glücklicher noch als je zuvor, denn seine reinste Gemahlin war auserkoren worden, der Welt den Messias zu schenken, auf daß die Weissagung der Propheten erfüllt würde.

Da kam die Ausschreibung zur Volkszählung durch Kaiser Augustus und alle mußten sich in jene Stadt begeben, aus der seine Ahnherrn stammten. Das war für Joseph und Maria, die beide aus dem königlichen Geschlechte Davids stammten, Bethlehem.

Hier waren bereits alle Herbergen überfüllt, so daß die beiden in einem Stalle übernachten mußten.

Maria fühlte, daß ihre Zeit gekommen sei. Vielleicht hatte sie manchmal während der Reise nach Bethlehem und während der Herbergsuche traurig gewähnt, Joseph könne trotz allem Zweifel in sie setzen, allein was in ihr vorging, war zu heilig, zu zart, so daß schon eine bloße Rechtfertigung es verletzt hätte.

Nein, Maria konnte nicht sprechen.

Und dann stieg jene geheimnisvolle Nacht hernieder, jene unvergeßliche Nacht, die aller Welt die Erlösung brachte.

Die Weihnacht . . .

Scheu blickten Ochs und Eselein auf dieses Wunder der Menschwerdung, während am Himmel hoch über der Krippe ein strahlendes Licht aufstieg, der Stern von Bethlehem, den Hirten auf dem Felde wie den Königen in fernen Landen den Weg zu weisen zum Heile der Welt, gleichsam als ein Symbol dafür, daß der Heiland für alle gekommen war, für die Großen, wie für die Kleinen, die Armen und Reichen.

Englein tanzten um die Krippe, in der das kleine süße Jesulein mit großen Kinderaugen lag. Maria wikkelte es in Windeln, Joseph aber nahm seinen Mantel ab und legte ihn um das zarte Kindelein.

Dankbar blickte Maria auf ihren Gemahl. Sie wußte, was in dieser Geste lag: Der Mantel, nach dem er einst in einer Nacht voll dunkler Zweifel gegriffen, sie zu verlassen, er hüllte nun das Kindlein, dessentwegen er einst von ihr sich hatte wenden wollen, ein. Nun erst wußte Maria vollends, daß er nicht das kleinste Beden-

- FATIMA -

Der Marienbote bringt heute vier ganz besondere Bilder. Das erste zeigt uns die Statue Unserer Lieben Frau von Fatima. Auf dem zweiten sehen wir das kleine Oratorium, das man genau dorthin gebaut hat, wo vor dreißig Jahren das kleine Eichbäumchen stand, in dem die hl. Jungfrau erschien, wie unsere Erzählung „Des Herrn Markus heilige Sorgen" es beschreibt. Auf dem dritten Bilde sehen wir die große Marienbasilika von Fatima, in der ungezählte Pilger aller Welt die hl. Jungfrau von Fatima verehren. Und weiter folgt als viertes Bild: Die Statue Unserer Lieben Frau von Fatima in Ottawa, Canada.

Wir werden uns erinnern, daß ein Künstler beauftragt wurde, zwei Statuen zu schnitzen, die der Fatimastatue der hl. Gottesmutter genau gleichen. Am 13. Oktober 1947, genau dreißig Jahren nach der letzten erschütternden Erscheinung der hl. Jungfrau in Fatima, wurden diese zwei Marienstatuen in Fatima geweiht, und dann begannen sie ihre Wallfahrt durch die Welt.

Eine dieser Statuen wurde von Fatima nach Ottawa gebracht, wo sie feierlich gekrönt wurde. Vom 19. Oktober bis zum 8. Dezember zog dieses Marienbild durch die Lande Canadas. Dann wurde es in feierlicher Prozession in die Vereinigten Staaten getragen. Von dort wird es nach Südamerika, hinüber nach den Philippinischen Inseln und nach Asien wallen, um vor den Ostgrenzen Rußlands seine Wallfahrt durch die Welt abzubrechen.

Ueber die Prozession des zweiten Marienbildes lesen wir im Schweizer „Vaterland" am 16. Januar 1948:

Seit dem 13. Oktober ist der Süden Portugals der Schauplatz einer religiösen Kundgebung außergewöhnlicher Art. Wie wir in dieser Zeitung berichtet haben, zog das Gnadenbild von Fatima von Ort zu Ort durch die südlichsten Provinzen des Landes. Ursprünglich sollte der große Umgang nur die beiden Diözesen Evora und Besa erfassen. Aber die Gläubigen des Bistums Faro erbaten schließlich mit Erfolg den Besuch des Gnadenbildes Unserer lieben Frau.

Da nun die treu katholischen Spanier sahen, welcher Jubel überall herrschte und welcher Segen von dieser Prozession ausging, wollten sie ebenfalls nicht leer ausgehen. Daher erlaubte der gütige Bischof von Leira, daß das Gnadenbild auch die spanische Provinz Sevilla besuchen konnte. So bildete die grandiose Feier in Ayamonte in Andalusien einen Höhepunkt und gleichzeitig den Abschluß des großen Umganges.

Nach vorsichtiger Schätzung erwarteten etwa 60 000 Pilger aus ganz Spanien an den Ufern des Guadiana das Gnadenbild. An der Spitze der Gläubigen stand der Kardinal von Sevilla mit dem Gouverneur von Andalusien. Hunderte von Schiffen geleiteten die hl. Statue über die Grenze. Die ganze Hochsee-Fischerflotte von Huelva (Spanien) war anwesend. Die zahllosen Sirenen der großen und kleinen Schiffe auf dem Flusse konnten die Evivarufe der Menge zu beiden Seiten des Stromes nicht übertönen.

Auf dem Hauptplatze der Stadt fanden sodann die üblichen Feiern statt. Die ergreifendste Zeremonie war auch hier die Segnung der Kranken, die der Kardinal von Sevilla vornahm. Bei den Gottesdiensten sangen die Chorknaben von Sevilla, die durch die Karwochenfeiern dieser Stadt weltberühmt sind. Mehr noch als die äußeren Kundgebungen fiel die große Andacht und Sammlung des Volkes auf. Sowohl die temperamentvolle Begeisterung und Rührung der Spanier wie auch die mehr stillere, aber nicht weniger tiefe Freude der Portugiesen beweisen, wie fest verankert die Marienliebe in diesen Völkern ist.

Der große Erfolg bei diesen Feiern liegt in den zahlreichen Bekehrungen. Wohl werden auch viele Krankenheilungen gemeldet. Aber der wahre Triumph der Gottesmutter liegt im Bereich der Gnade, wenn auch diese „Wunder" nicht so augenfällig sind. Es wäre daher falsch, wenn man die ganze Prozession und den Jubel des Volkes auf das Konto südlicher Begeisterung schreiben und als Strohfeuer abtun wollte.

Mit dem Gnadenbild und den zahlreichen Pilgern kehrten ebenfalls 5 Tauben nach Fatima zurück, die das hl. Bild auf dem ganzen Wege die vielen Wochen über begleitet hatten. Es gibt so viele Photos von diesen Tauben, wie sie zu Füßen der Statue inmitten der Blumen sitzen, selbst auf der Krone weilen, daß niemand die Tatsache abstreiten kann. Eine Erklärung, die man vernünftigerweise als natürlich annehmen kann, gibt es nicht.

---

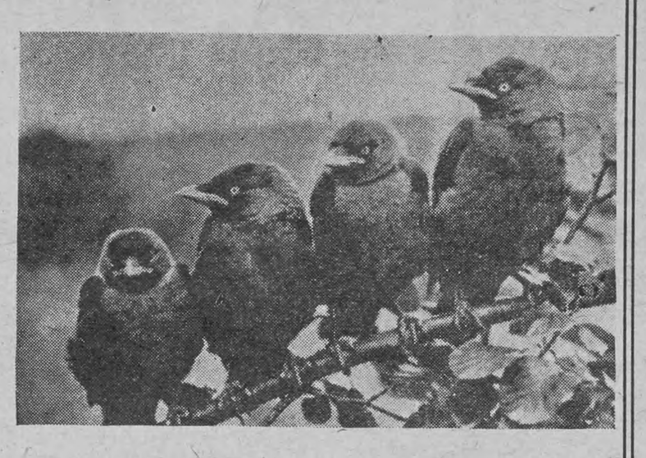
ken mehr gegen sie hegte, und sie war glücklich, da sie nun auch ihn ganz und vollkommen glücklich wußte.

Strahlend, in holdseligster Lieblichkeit, lag das göttliche Kind in der Krippe . Schon also gleichsam bei seinem ersten Atemzuge Licht und Sonne verbreitend.

Und ringsum sangen Engelsstimmen: "Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!"

Des

Herrn Markus heilige Sorgen



vom Schriftleiter

10. Fortsetzung

„Wo sind die Kinder?", fragte er stets von neuem, und „wo sind die Kinder?", begann nun auch das versammelte Volk immer unruhiger unter sich zu raunen.

Kurz vor zwölf war immer noch nichts von den Kleinen zu sehen. Das Volk betete laut den Rosenkranz.

Da begann es plötzlich irgendwo in der Natur zu rollen. Wie ein herannahendes Gewitter hörte es sich an, und doch war es nicht wie Donnerrollen. Es klang, wie aus weiter Ferne kommend, und es klang wie in allernächster Nähe. Viele meinten, es sei weit draußen am Horizont, anderen schien es, als ob das Rollen vom nahen Wege komme, wieder andere glaubten, daß in den Zweigen des Eichbäumchens etwas Fremdes geschähe.

Das Rollen hielt an und das Rosenkranzbeten brach ab. Die Sitzenden erhoben sich erstaunt und verwirrt auf die Knie, um besser sehen zu können.

„Wir gehen zugrunde", schrie da plötzlich jemand auf.

Man sah ein paar Männer und Frauen sich erheben und davoneilen.

Da zuckte ein Blitz auf, mitten hinein in den sonnenhellen Tag. Alle Blicke waren emporgefahren. Und sie sahen ein Wölklein aus der Gegend des Morgens daherschweben. Es war weißer, als je ein Mensch es gesehen. Und doch war sein Weiß nicht wie zusammengeballte, dampfförmige Luft. Fast durchsichtbar war das Wölklein und strahlend in einem Glanz, dessen Farbe den Menschen unbekannt ist. So wie das Wölklein da, so müssen wohl die Formen der Himmelsgeister sein, sichtbar, und doch nicht mit Menschenhänden zu ergreifen und von Menschenaugen zu beschreiben.

Erschauernd sahen die Beter und die Zweifler das Wölklein daherkommen und sich über das Eichbäumchen senken. Eine kurze Weile nur blieb es dort. Dann erhob es sich und löste sich auf im Blau der Lüfte.

Die Leute schauten hinauf und sahen es nicht mehr. Ihr Staunen aber währte an. Ueberall, wohin sie schauten, sahen sie sich von einem wundersamen Glanz umgeben. Ihre Gesichter, ihre Hände, Füße und Kleider waren sonderbar zart von den Farben des Regenbogens umschlungen, als seien sie ein Spiegel, in den ein Glanz der anderen Welt hineinglüht. Auch Baum und Strauch und Weg und Feld standen von diesem wundersamen Lichte durchstrahlt, und alle Natur schien aufzublühen in der Pracht niegeschauter Blumengärten.

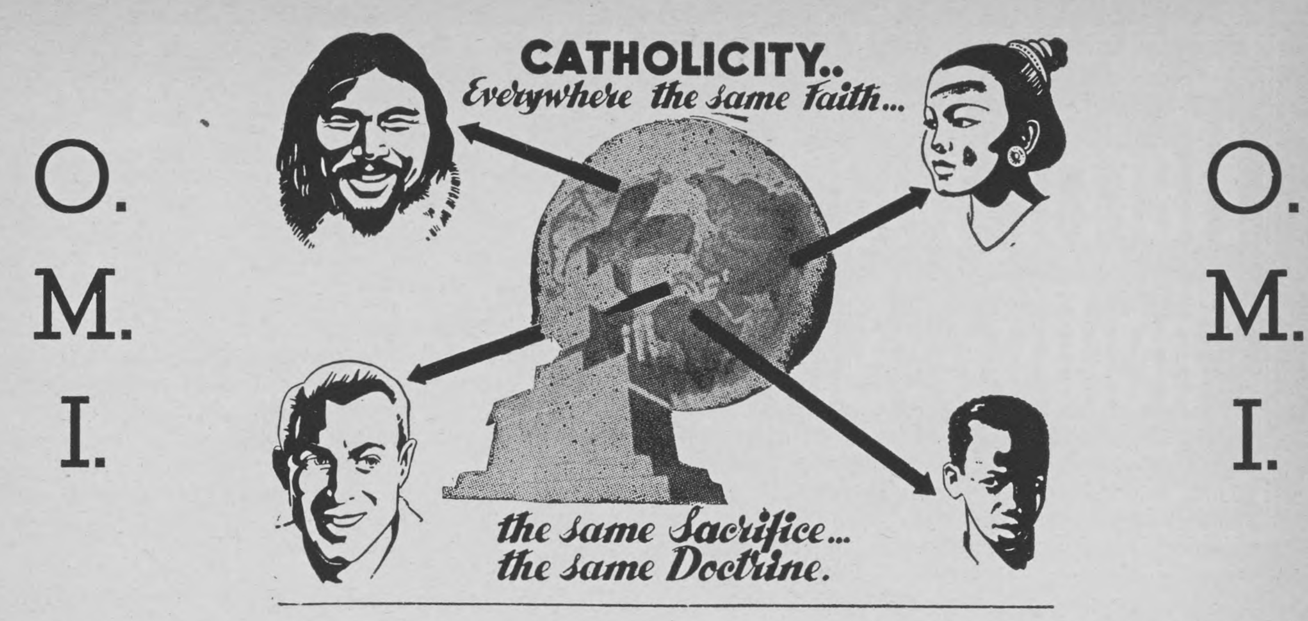
„Jungfrau, deiner Reinheit Schwingen
Sind mir Trost in meiner Qual.
Tag und Nacht will ich dir singen
Liebeslieder ohne Zahl" 1)

begann da plötzlich jemand ein altes, portugiesisches Marienlied zu singen. Und die Tausenden fielen mit ein, und sie sangen in niegekannter Seligkeit, weinend und froh und mit gefalteten Händen zum Eichbäumchen hinauf. Keiner zitterte in Furcht, selbst die Sünder nicht, die da glaubend knieten. Blaß und erschrocken waren nur die Gesichter jener, deren Herzen das Göttliche immer wieder spottend und hassend von sich trieben. Manch einer öffnete sich aber doch und fiel erschüttert auf sein Angesicht nieder, tief in der Seele neuen, tiefen, Glauben bekennend, der da aufwallte und bitter-süße Tränen brachte.

Keiner der Glaubenden zitterte in Furcht. Wie herausgehoben aus ihrer Sünde waren sie alle, und die Neigung des Menschen zum Dunklen hin war in diesen Augenblicken so tot, als wäre sie nie dagewesen. Ein anderes Entzücken hatte sie ergriffen, und sie fühlten mit großer Macht die Nähe dessen, der jedes Menschenherzen heimliche oder heiße Liebe ist: Die Nähe des Gottes der ewigen Güte.

Lange knieten die Vielen betend und singend da. Der Glanz um sie herum war längst verschwunden. Wieder war es nur sonnig in den Lüften, graubraun in den

1) Frei übersetzt.



Marianischer Missionsverein

Missionary Association of Mary Immaculate

März —1948— March

Der Verein

Der Marianische Missionsverein hat sich als größte Quelle der Gnaden erwiesen. Ueberall in der Welt, wo Oblatenmissionare wirken, haben sich Männer, Frauen und Kinder zusammengetan, um den Oblatenmissionaren in der Verbreitung unseres heiligen Glaubens zu helfen. Sie beten und sie opfern, und helfen somit, unsere Missionen zu unterstützen, und hierzulande neue Missionare zu erziehen. So mancher Missionar steht heute da irgendwo draußen in den Eisfeldern der Nordpolgegend oder unter der glühenden Sonne Afrikas und predigt und tauft und segnet und wandelt das Brot in den Leib des Herrn. Er hätte es nicht tun können, — die Heiden hätten diesen Priester nie bekommen — wenn die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins nicht gebetet und durch ihre Opfer zu seiner Priestererziehung beigetragen hätten.

Gott segnet die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins. Unzählbar sind die Beweise, die wir dafür haben. Erstaunt schreibt so mancher Mann und manche Frau, die diesem Verein angehören: „Ich habe den Herrn um nichts gebeten. Ich wollte nur ganz selbstlos opfern, ihm und Maria zur Ehre. Und er segnet mich. Alles was ich unternehme, gelingt. Alle meine Kreuze macht Er mir leicht, und was ich schleppe, scheint mir wirklich süße Last zu sein.“ Und die Mutter der ewigen Hilfe, die Unbefleckte Jungfrau Maria, unter deren Schutz und

THE ASSOCIATION

THE MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE has truly proven itself a two-way fountain from which Members are able to draw graces and favors and indulgences for themselves and loved ones, while at the same time the Oblates maintain material aid in educating young men for the Priesthood, for home and foreign Missions. Many a heroic young Mission Priest today is carrying the Sacraments and the Word of God to those less fortunate people in heathen lands from the Arctic to the Tropics, because Members made it possible through their prayers and their almsgiving.

And these Members have been blessed by Our Lord and His Immaculate Mother in whose Names they assisted. Never to be outdone, the Master has returned to them spiritual and temporal blessings a hundredfold. His Immaculate Mother always watches over them. They share in the prayers, sacrifices and good works of nearly 6,000 Oblate Fathers and Brothers, in more than 1,000,000 Masses a year **and in a Special Mass said each day for Members and their intentions.**

The conditions of membership are: 1) to recite three Hail Marys daily for the success of the Missionary work of the Oblate Fathers of Mary

Besondere Beilage des Marienboten (Vierteljährlich)

SPECIAL BULLETIN of the MARIENBOTE (quarterly)

Schirm der Verein steht, wacht auch über alle, die da durch den Verein Mit-Oblaten der Unbefleckten Jungfrau Maria werden.

Alle diese Mit-Oblaten haben vollen Anteil an den Gebeten, Opfern und guten Werken von nahezu 6000 Oblatenmissionaren. Sie nehmen teil an allen heiligen Messen (über eine Million im Jahre), die von den Oblatenpatres gefeiert werden.

Außerdem wird noch an jedem Tag des Jahres eine heilige Messe für die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins gefeiert.

Jeden Tag eine heilige Messe für dich, wenn du diesem Verein angehörst!

„Die Gläubigen sollen eingedenk sein ihrer Pflicht: Sich erinnern an die den Barmherzigen versprochene Belohnung und gern und freudig ihren verlassenen Brüdern Barmherzigkeit erweisen. In diesem Sinne erneuern Wir hiermit das von Unseren Vorgängern dem Marianischen Missionsverein der Oblaten gespendete Lob und die verliehenen Vorrechte, und empfehlen das Werk allen Bischöfen und gutgesinnten Christen aufs wärmste."

Papst Benedikt XV., am 5. Mai 1919

Immaculate and 2) to make an offering of $1.00 every year for the work of the Oblate Fathers in the foreign mission fields and in their efforts to educate new missionary priests.

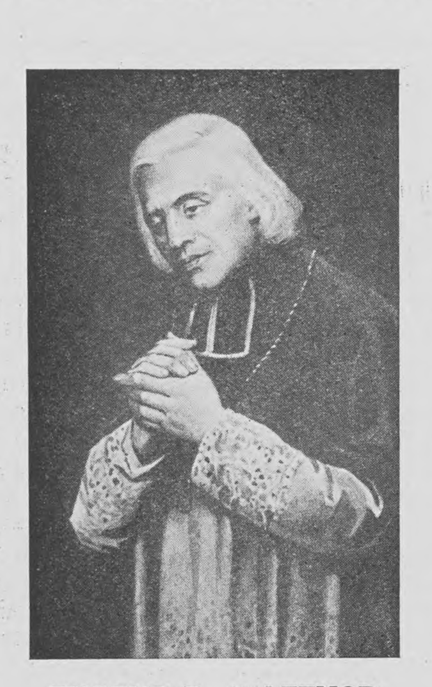
Repeatedly every Sovereign Pontiff since Pius IX has blessed, with warm encouragement, this League of Associates looked upon as a Lay Auxiliary by the Oblates who devote their lives to the services of the most abandoned souls in the most difficult Missions.

"Let Catholics be mindful of their duty, and ever remembering the reward promised to the merciful, let them willingly and gladly show mercy to their abandoned brethren. In this sense we hereby renew the praises as well as the privileges bestowed by our predecessors upon the Oblate Mission League of Mary Immaculate and we warmly recommend the work to all bishops and well-minded Catholics."

—Brief of Pope Benedict XV, May 5, 1919.

Der heiligmäßige Diener Gottes Bischof Eugen von Mazenod war Gründer der Missionsgesellschaft der Oblaten der Unbefleckten Empfängnis. Geboren zu Aix in Südfrankreich am 1. August 1782, wurde er im Jahre 1811 zum Priester geweiht. Er gründete 1816 eine Genossenschaft von Volksmissionaren, die sich besonders der ärmsten und der verlassensten Seelen annehmen sollte. Die Genossenschaft wurde 1826 von Papst Leo XII. approbiert, nahm 1841 auch Heidenmissionen in ihre Zwecke auf und breitete sich seitdem in der ganzen Welt aus. 1837 wurde Eugen v. Mazenod Bischof von Marseille. Er beschloß sein heiligmäßiges Leben am 21. Mai 1861. Sein letztes Wort an seine Oblaten war: „Uebet untereinander stets die Liebe — die Liebe — die Liebe, und nach außen den Eifer für das Heil der Seelen."

Dieses Wort des Sterbenden wollen wir erfüllen: Liebe und Eifer für die Seelen bewegen uns, unsere Katholiken einzuladen: Werdet Mitglied des großen Marianischen Missionsvereins.



EUGENE De MAZENOD
Founder of the
Oblate Missionaries
of
Mary Immaculate

The saintly Apostle of the Poor Bishop Eugene de Mazenod, founder of the Missionary Congregation of the Oblates of Mary Immacculte was born at Aix, France, on August 1, 1782. Ordained in 1811, Father de Mazenod founded the Congregation of the Missionaries of Provence in 1816, to whom Pope Leo XII gave the title "Missionary Oblates of Mary Immaculate," when he solemnly approved their Rules and Constitutions in 1826. Appointed Bishop of Marseilles, Eugene de Mazenod had the joy of seeing his Father go forth to "preach the Gospel to the poor" not only in European countries, but also in the fields of foreign missions. The venerable Bishop died on May 21st, 1861. His last words were: "Above all practice always charity, charity, charity, and show the greatest zeal for the salvation of souls."

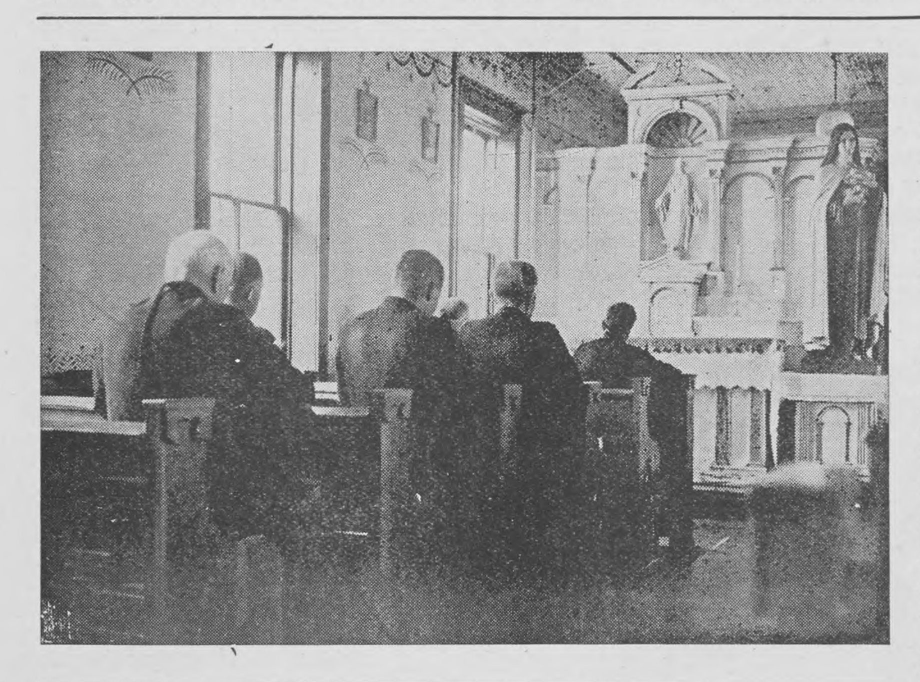
The Oblate Fathers follow the last words of their dying Founder, the practice of charity and the rousing in many hearts of the zeal for salvation, making it their duty to invite all to join the Missionary Association of Mary Immaculate.

Kindly send all your mail to: **The MARIAN PRESS**
Senden Sie bitte ihre Briefe an: **922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Canada.**

Ueberall, wo einer der Pfeile dieses Bildes hinzeigt, arbeiten die Oblatenmissionare. Wer unterhält diese Missionen? Die Eskimos, Indianer, Neger und Inder, denen da gepredigt wird? Es waren und es sind heute immer noch die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins, die durch Gebet und Opfer den Oblatenmissionaren helfen, Missionen zu gründen und zu unterhalten. **Unbefleckte Jungfrau Maria, erhalte ihren Missionseifer am Leben, laß ihn nicht sterben! Damit keine Heidenseele, die gerettet werden könnte, zugrunde gehe!**

CANADA
VER. STATEN
HAITI
BRAZILIE
PILCOMAYO
URUGUAY
ARGENTINIE
EUROPA
CONGO
ZUID AFRIKA
CEYLON
LAOS
PHILIPPIJNEN
AUSTRALIE

Each arrow in this picture points to a place where Oblate Missionaries are labouring. And who is supporting these Missions? —The Eskimos, Indians and Negroes to whom the gospel is being preached? All our missions have been and are still being supported by members of the Missionary Association of Mary Immaculate, who through their prayers and sacrifices have helped the Oblate Missionaries in their work of founding and maintaining these mission places. **Immaculate Mary, preserve this Missionary zeal, do not let it wane, lest the soul of some pagan that could have been saved be lost.**



Three times during the past 100 years Our Blessed Mother has appeared on earth. Three times the Virgin of Virgins has walked again among men and talked to them.

She appeared at—

la Salette in 1846

Lourdes in 1858

Fatima in 1917

WHY?

The Blessed Virgin seems to be worried. The world is no longer Christian. Even good people are affected by the evils of our present world. The times when prayers were said "without ceasing" seem to be gone.

A perpetual Novena to Our Lady of the Snows is being held at our Oblate Seminary at Battleford. The special intentions of this perpetual Novena is: The success of the Missionary activities of the Oblates of Mary Immaculate, and the blessings for the houses of studies in which future Missionaries are prepared for the Home and Foreign Missions. Included also in our Novena Prayers are the intentions of our benefactors. We will gladly include YOUR tribulations as well. There is no charge. Voluntary offerings will be used for the educating of future missionaries. **Write us a letter.**



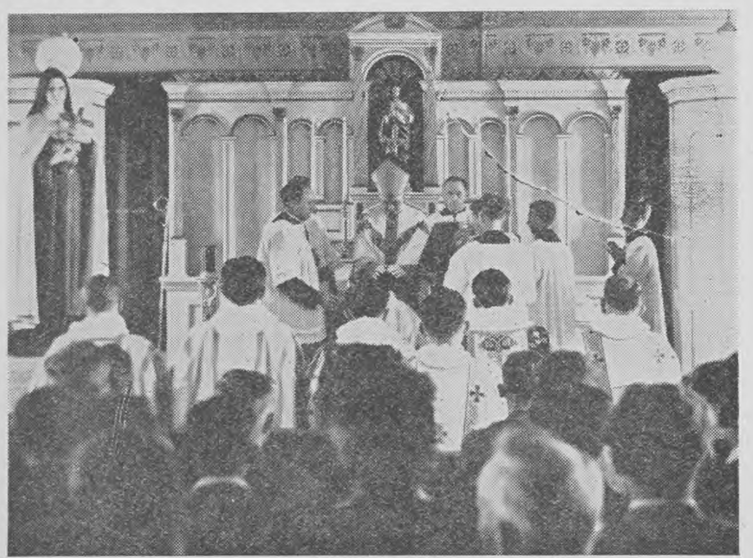
BOYS! On these grounds at North Battleford, Sask., a new College will be built in which future Missionaries will receive their basic training. Your fathers and your mothers have made the greatest sacrifices to make the building of this College possible and they are most willing to continue to do so, for they know that our holy faith, founded by the blood and sweat of our Lord Jesus Christ will grow only through the blood and sweat of the Christians.

Your parents are helping to build the College, for it is their wish that "from the rising sun even to the going down the Name of the Lord becomes great among the Nations." (Mal., 1,9)

Now, boys, that's where you come into the picture. Your parents ARE BUILDING the College, YOU must FILL it.

Have you ever thought of becoming a Priest, a Missionary-Priest or a Missionary-Brother? Did you ever think that Christ's "Come and follow me" may be meant for you?

The Kingdom of Christ can make you more offers than any other profession of our world. First: It offers you as a goal a better chance to Life Everlasting. Next: There is work of every kind for any Oblate Missionary. You can teach, or preach, work in a parish, go off to foreign missions in the frozen fields of the North or down to South America. Oblate Missionaries are working in Africa, Ceylon (the Pearl of the Indies), in Indo-China, in Australia, on the Phillippine Islands. To help the priests in their work, there is a place for lay brothers who may learn trades and thus be instrumental in spreading the Kingdom of God and saving their own souls as religious.

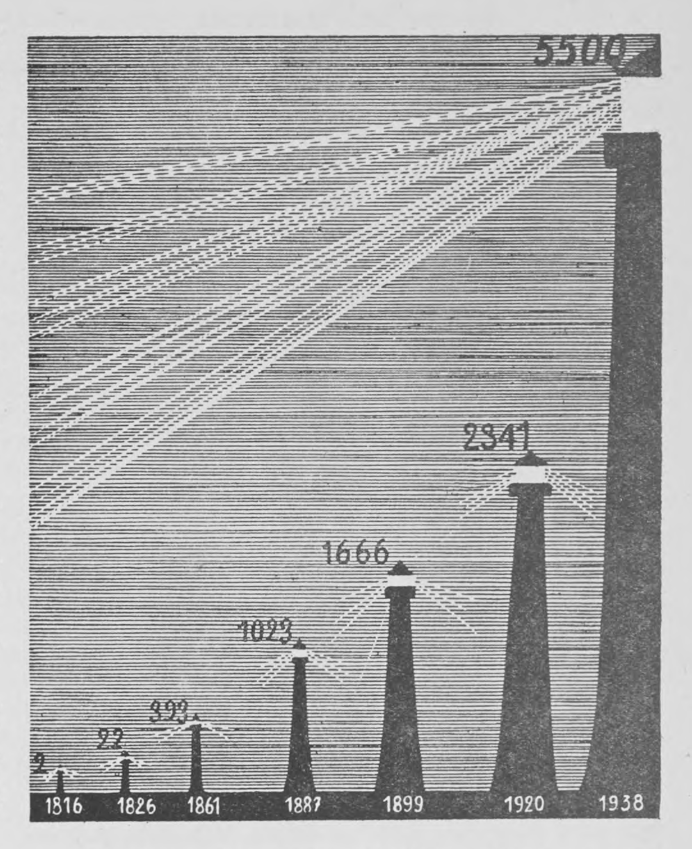


ORDINATION of YOUNG OBLATE MISSIONARIES at BATTLEFORD, SASKATCHEWAN.

If you feel that Christ wants you to be a Missionary-Soldier in His army **pray hard to God and the Blessed Mother that you may do His will.**

DIE OBLATEN—THE OBLATE MISSIONARIES

1816	Founding of the Congregation Gründung der Genossenschaft	**Members** **Mitglieder**	2
1826	Official approbation .... Kirchliche Bestätigung der Genossenschaft	"	22
1861	Year of death of the Founder Todesjahr des Gründers	"	393
1887	Towards the end of the century Gegen Ende des Jahrhunderts	"	1023
1920	After the first World War ...... Nach dem ersten Weltkriege	"	2341
1938	Before World War II .... Vor dem zweiten Weltkriege	"	5501
1947	After World War II .... Nach dem zweiten Weltkriege	"	5549



Die Jahre von 1920 bis 1938 waren Jahre allergrößten Segens. Die Genossenschaft der Oblatenmissionare verdoppelte sich, und immer größere Gruppen junger Männer zogen hinaus, das Evangelium des Herrn zu verkünden.

Was war wohl der Grund dieses so plötzlichen Aufschwunges?

Es war die Missionsbegeisterung unserer Katholiken. Sie gaben ihre Söhne ,sie gaben ihr Gebet und ihre Missionsopfer. Freudig traten sie den Missionsvereinen bei, und freudig unterstützten sie die Priesterhilfswerke, durch die armen Studenten das Studium zum Missionsberuf ermöglicht wurde.

Auch der Marienbote hat ein Priesterhilfswerk (Student Burse). $4000.00 haben wir bereits gesammelt. Jetzt brauchen wir noch $2000.00, um in unserem Priesterseminar eine ewige Freistelle für arme Priesterstudenten zu eröffnen.

Maria, Königin der Missionen, segne dieses Werk und alle seine Wohltäter!

The years 1920 to 1938 were years of special blessings. During this time the number of Oblates had doubled itself, and always larger groups of young missionaries were able to leave their homeland to preach the gospel.

What was the reason for this sudden growth?

It was the missionary spirit of our Catholics. They, who offered up their sons, their prayers, and also their mission-offerings, and who gladly joined the Missionary Association, and who wholeheartedly supported this work through which poor students were assisted in their vocation for the missions.

The Marienbote has its Students' Burse. The sum of $4000.00 has already been collected. Only $2000.00 are now needed to assure a place for some poor student for the priesthood in our Seminary.

Mary, Queen of the Missions, continue to bless this work and all its benefactors!

INDULGENCES AND PRIVILEGES GRANTED TO THE MEMBERS OF THE MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY IMMACULATE

Under the usual conditions all Associates may gain a plenary Indulgence:

1—On the day of reception;

2—On the First Friday of every month;

3—On the Feasts of Pentecost, the Purification, Annunciation, Assumption, Nativity and Immaculate Conception of the Blessed Virgin, Our Lady of Mercy, St. Joseph, the Patronage of St. Joseph, Sts. Peter and Paul;

4—At the hour of death.

The following partial indulgences may also be gained:

1—300 days once a day for an act of charity in favor of the Oblate Missions;

2—300 days for enlisting a new member in the League.

Fragen und Antworten

Warum dieses Blättlein?
Um in den Herzen unserer Katholiken einen **neuen Eifer** für die katholischen Missionen zu erwecken.

Was ist notwendig?
Unsere Missionen brauchen **Gebetshilfe,** sie brauchen **finanzielle Unterstützung,** und sie brauchen frische Missionskräfte: **Missionspriester** und **Missionsbrüder.**

Was könnte ich tun?
Sehr viel kann von jedem Katholik getan werden. Treten Sie dem Marianischen Missionsverein bei. Ihre Gebete und Ihre Opfer sind unseren Missionen äußerst nötig.

Was für Gebete und welche Opfer?
Die Mitglieder des Marianischen Missionsvereins beten täglich drei „Gegrüßet seist du, Maria", und sie opfern $1.00 jährlich. Beides, Gebet und Opfer, soll die Missionsarbeit der Oblatenpatres unterstützen.

Was bekomme ich dafür?
Gottes Segen, den besonderen Schutz der Unbefleckten Jungfrau Maria, **eine heilige Messe täglich,** viele Ablässe, Teilnahme an allen guten Werken der Oblatenmissionare, und den Titel: Laien-Oblaten-Missionar.

Warum werde ich von den Oblaten aufgefordert, dem Missionsverein beizutreten?
Die Oblatenmissionare haben die schwere Pflicht, die Sorgen des Reiches Christi zu tragen. Die Heidenmission ist heute jener Teil des Reiches Christi, der sofortige Hilfe braucht. Darum laden wir alle Katholiken ein, uns durch Gebet und Opfer zu helfen, diese Hilfe zu bringen.

Was tun die Oblatenmissionare, um zu helfen?
Sie bauen ein neues Missionskolleg, in dem zukünftige Missionspriester erzogen werden können. Sie halten eine ewige Novene zu Unserer Lieben Frau vom Schnee, um sich Missionssegen zu erflehen, und auch, um allen unseren Missionshelfern Gottes Segen zu ermitteln. Weiter haben die Oblaten den Missionsverein, durch den Gott verehrt, der Mission geholfen, und den Mitgliedern geistig sehr viel geholfen wird.

Was soll ich tun?
Treten Sie dem Marianischen Missionsverein bei. Ganz gleich ob jung oder alt, Mann oder Frau, gesund oder krank: Jeder kann als Mitglied dieses Vereines große Dinge für Gott und für unsere Missionen tun.

Was jetzt?
Schreiben Sie sofort an den Schriftleiter des Marienboten, der auch Direktor des Marianischen Missionsvereins ist.

QUESTIONS and ANSWERS

Why this bulletin?
To arouse among Catholics a NEW ZEAL for the CATHOLIC FOREIGN MISSIONS.

What is needed?
Prayers and offerings for the Missions, and many young men who wish to join the army of Missionary-Priests and Missionary-Brothers of the Oblate Fathers.

What could I do?
Very much indeed. Join the Missionary Association of Mary Immaculate. Your Prayers and your offerings for the Missions are essential.

What prayers and what offerings?
Three Hail Marys daily and the offering of $1.00 every year. Both will support the missionary activities of the Oblate Fathers, be it in the fields of our foreign missions, or at home for the education of new missionaries.

What do I gain by making these sacrifices?
God's blessings, the special protection of our Blessed Mother, **one holy Mass daily,** many indulgences, spiritual participation in all good works of every Oblate, and the privilege of becoming a **Lay-Missionary-Oblate.**

Why do the Oblate Fathers invite me to join?
They are called by God to help in carrying the great worries of the Kingdom of God. The foreign missions of the Catholic Church need our **immediate help.** They are in the greatest need of prayers, of financial support and of new missionaries.

What do the Oblate Fathers do to help?
They are building a new College for the training of many future missionaries. They have a perpetual Novena to Our Lady of the Snows, where they pray for the missions and for the intentions of their benefactors and Lay-Missionary-Oblates. They promote the Missionary Association of Mary Immaculate.

What shall I do?
Join the Missionary Association immediately. No matter how old or young you are, man or woman, boy or girl, healthy or sick: Join. Great things can be done by YOU. You can also become a **very special** member of the Missionary Association by volunteering to act as a **Promoter** of the Missionary Association.

How shall I go about it?
Write to the Editor, who acts as Provincial Director of the Missionary Association.

Unter den gewöhnlichen Bedingungen (Beichte und hl. Kommunion) können folgende Ablässe von den Mitgliedern gewonnen werden:

Vollkommener Ablaß

1—Am Tage der Aufnahme
2—Am ersten Freitag eines jeden Monats
3—An den Festen: Pfingsten, Maria Lichtmeß, Maria Verkündigung, Maria Himmelfahrt, Maria Geburt, Marias Unbefleckte Empfängnis, am 11. Mai, dem Feste Unserer Lieben Frau von der Barmherzigkeit, am St. Josephstag, am Patronatsfest des hl. Joseph, und am Peters- und Paulstag.
4—In der Todesstunde.

Zeitliche Ablässe:

1—300 Tage täglich für jedes den Oblatenmissionen geopferte Liebeswerk.
2—300 Tage für jedes neue Mitglied, das gewonnen wurde.

Was bedeutet dieses Kreuz?

Es ist das Missionskreuz der Oblatenmissionare. Im Zeichen dieses Kreuzes wird allen Völkern das Evangelium gepredigt.

Heute predigt dieses Kreuz **uns.** Wir haben nämlich den Sinn unserer Religion vergessen. Wir dienen dem Herrn nicht mehr so wie **Er** es will, wir dienen Ihm wie es **uns** am besten paßt.

Wozu haben wir den katholischen Glauben? Wir sagen: Um fromm zu leben, gut zu sterben, und dereinst in den Himmel zu kommen.

Ist das ganz wahr? Handelt es sich in der Religion nur um **mich?** Und daß **ich** in den Himmel komme? So hat Gott es nicht gemeint, als Er uns die Religion des Christentums gab. Nicht um **mich** handelt es sich in der Religion an erster Stelle, sondern um **Gott.** Nicht **meine** ewige Seligkeit ist die Hauptsache, sondern die **Verherrlichung Gottes** durch alle Kreatur, durch jedes Volk und jede einzelne Seele.

Darum sprach Jesus: „Gehet hinaus und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes."

Alle Menschen zu erlösen, starb Christus am Kreuze. Alle Menschen mitzuerlösen ist den Christen genau so Pflicht, wie sie verpflichtet sind, die Gebote Gottes zu halten.

Warum segnet uns Gott heute so wenig? Weil wir uns nicht um die Verbreitung Seiner Verherrlichung sorgen. Weil wir in unserer Religion selbstsüchtig sind. Wir müssen zurück zum Missionskreuz. Keine einzige Seele darf es auf Erden geben, die Gott nicht kennt und Ihn nicht verehrt. In jede Seele muß Gott gebracht werden. Darum: Helfen wir unseren Missionen. Der Marianische Missionsverein gibt uns Gelegenheit dazu: Treten wir bei.

„Geheiligt werde Dein Name."

What does this Cross mean?

It is the Mission Cross of the Oblate Fathers. With the sign of this Cross, the Gospel is being preached to all nations.

Today this Cross has a special message for US, for we have forgotten the true meaning of religion. We no longer serve God as HE wishes it, but according to OUR OWN WHIMS.

Why do we possess our Catholic Faith? We say: To lead a good life, die a happy death, and eventually attain heaven.

Is this entirely true? Is the human being and his eternal destiny the central factor in religion? That was not God's intention in giving us our christian faith. Of prime importance is not MY eternal happiness, but that GOD BE GLORIFIED by all creatures and people, and by each individual soul.

For this reason did Christ give the command, "Going therefore, teach ye all nations, baptizing them in the name of the Father and of the Son and of the Holy Ghost."

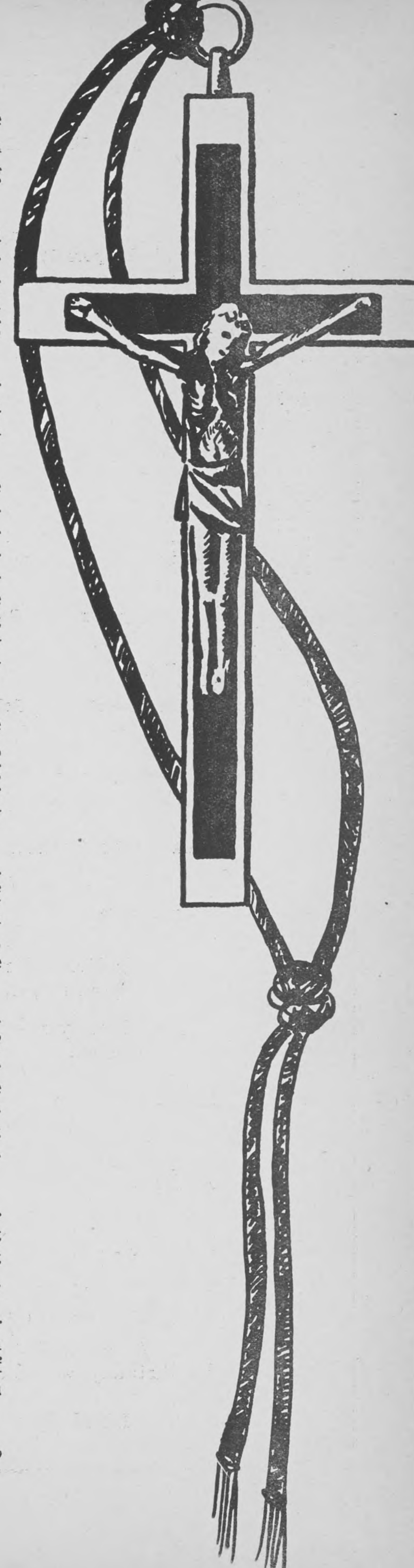
Christ died on the Cross to redeem all men. It is the duty of every Christian to take part in the redemptive work of Christ, just as it is their duty to observe the Commandments.

Why are God's blessings bestowed on us so rarely today? It is because we have been selfishly concerned only with the salvation of our own soul forgetting our obligation to assist in the spreading of the glorification of God by others.

Let us return to the true meaning of the Mission Cross! Let not one single soul exist that does not know and glorify God.

Therefore, let us help our Missions. We can do this through the Missionary Association of Mary Immaculate. Become a member now.

"Blessed be Thy Holy Name."



NEUE MITGLIEDER DES MARIANISCHEN MISSIONSVEREINS

NEW MEMBERS of THE MISSIONARY ASSOCIATION OF MARY

Name	Address
John Hankey (Promoter)	**Golden Ridge, Sask.**
Ida Hankey (deceased—Perpetual)	"
Peter Hankey	"
Mrs. Peter Hankey	"
Leroy Hankey	"
Mrs. Joe Wagman	"
Anna Maria Zugelder	"
Clara Greschner	"
Isidore Hankey	"
Francis Hankey	"
Joseph Zugelder	"
Mrs. Joseph Zugelder	"
Elizabeth Zugelder	"
Minnie Zugelder	"
Mike Zerr	"
Mrs. Mike Zerr	"
Edward Hankey	"
Mrs. Edward Hankey	"
Mrs. Rose Muchowski	"
Jean Muchowski	"
Verna Muchowski	"
Mrs. George Imhoff (Promoter)	**Golden Ridge, Sask.**
George Imhoff	"
Mrs. Erna March	"
Mrs. Lawrence Froelich	"
Mrs. Theresia Lang	"
Mrs. Bill Hankey (Promoter)	**Golden Ridge, Sask.**

Name	Address
Mrs. Fred Sonntag (Promoter)	**Good Soil, Sask.**
Mrs. Carl Hoffer	"
Leonard Hoffer	"
Edward Hoffer	"
Ernest Hoffer	"
Veronica Hoffer	"
Mrs. Florian Hetlinger	"
Anne Hetlinger	"
Forentina Hetlinger	"
Francis Hetlinger	"
Mrs. Joe Hollman	"
Joe Hollman	"
Betty Hollman	"
Irene Hollman	"
Donald Hollman	"
Mrs. S. Serguis	"
Minnie Serguis	"
Dianne Sonntag	"
Donald Sonntag	"
Jimmy Sonntag	"
Mrs. Joseph Greschner	"
George Greschner	"
Mary Greschner	"
Pauline Greschner	"

Please accept offering $.................. for membership in the Missionary Association of Mary Immaculate.

Einliegend $.................. als Mitgliedsgeld des Marianischen Missionsvereins.

...............Individual membership per year $1.00
Person (Personen) per Jahr

...............Family membership per year $2.00
Familie per Jahr

Name ....
(Individual or Family — der Person oder Familie)

Address ....

Birthday ....

Da wir unsere Vereinsmitglieder an ihren Geburtstagen ganz besonders in die hl. Messe einschließen möchten, bitten wir um Angabe dieses Datums.

As we wish to include each member in the prayers of holy Mass on his birthday, we kindly ask you to let us know the day of his birth.

MAIL TO: The MARIAN PRESS,
922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada

Bäumen und über den Gräsern, und staubig auf Weg und Feld. Hell und klar glühte es aber immer noch in den Augen der Tausenden, und Dank und Tränen stiegen lobpreisend zu Himmel hinauf.

„Wo sind die Kinder?"

Wie ein unerwarteter Wind, der daherkommt wie er will und wann er will, war diese Frage plötzlich da. Erregt hoben sich die Männer und die Frauen, die ganz in der Nähe des kleinen Marienheiligtums knieten, und immer lauter wurde gerufen: „Wo sind die Kinder?"

Blitzartig verbreitete sich da die Nachricht, der Administrator habe sie in seinem Wagen mitgenommen. Viele wußten, daß er versprochen hatte, sie hier her zu bringen. Er war aber nicht gekommen.

„Die Gottesmutter war hier gewesen. Wir haben ihr Leuchten gesehen. Die Kinder waren nicht da. Leute, die Gottesmutter wird uns strafen!", schrie eine kräftige Männerstimme vom Eichbaume her. Und dieses Wort brachte schlimme Verwirrung. Erregt von der Nähe des Heiligen, die sie gerade erlebt und von der sie seit Wochen erwartend gesprochen hatten, brach es nun in leidenschaftlichem Eifer für die Sache Gottes und Marias in ihnen aus. Sie waren Menschen, und die Gnade der Entzükkung war ihnen nur für Augenblicke gegeben. So ungewohnt war das beseligende Gottesstaunen, von dem sie während der heiligen Minuten ergriffen waren, daß es ihnen maßlos schien. Als sie nun wieder sich selbst überlassen waren, wurden sie auch maßlos in ihrem Wollen. Ihr Eifer für das Heilige kam aus ihren aufgewühlten Herzen. Glühend heiß waren alle Gefühle, und die Vernunft drohte blind zu werden.

„Nieder mit dem Administrator!", schrie es aus vielen Kehlen.

„Nieder mit dem Pfarrer! Der hat die Kinder ausgeliefert!", begannen ganze Gruppen in die Menge hineinzurufen, und sechstausend Menschen wurden gepackt vom wilden Verlangen, zu rächen und zu strafen. Laut schreiend forderte man sich gegenseitig auf, nach Fatima zu gehen, und dann nach Ourem, um mit Herrn Markus und mit dem Administrator sofort gerechte Abrechnung zu halten.

Nach Zeugenaussage war der Lärm der verwirrten Menge im Irenental so groß, daß man ihn im zwei Meilen entfernten Vorörtchen Fatimas, in Aliustrel, hörte. Pfarrer Markus bekannte später, daß die Menge ihn zerrissen hätte, wenn er in jener Stunde in ihre Hände geraten wäre. So feindlich war sie ihm gesonnen.

Mitten in die Verwirrung der vielen Menschen hörte man plötzlich eine Männerstimme rufen.

Die Leute schauten hin. Auf einem schweren Felsstein stand Manuel Pedro Martos, der Vater Franzens und Jacintas. Er winkte mit beiden Armen ruhegebietend durch die Luft. Dann, als alles verstummte, schrie er so laut er nur konnte:

„Leute, seit nicht unsinnig! Vergreift euch an keinem Menschen! Wer Strafe verdient, dem wird sie von Gott kommen. Was hier heute geschehen ist, kam von Gott. Lassen wir Gott auch alles Weitere tun!"

Stumm schauten die vielen Männer auf zu ihm. Langsam bedeckten sich viele Häupter, und gruppenweise begannen die Menschen das Irenental zu verlassen. Flüsternd oder schweigend gingen sie fort.

War es Gott, der durch Manuels Mund zu ihnen sprach, mit lieber Macht, so daß sie alle plötzlich stumm wurden und nicht anders konnten als stumm bleiben?

Der Heilige im Menschen und die Bestie stehen nabe beieinander, und beider Gewalt über das Herz ist groß. Einer aber nur ist der unbesiegbare Herr.

Auch Antonio Santos und Manuel Pedro kehrten heim. Und Manuel fand seine Frau bitter weinend am Küchenfenster sitzend.

Um die Zeit, da im Irenetale diese große Dinge geschahen, saßen Franz, Jacinta und Luzia verstört im Wohnzimmer des d'Oliveira Santos. Sie waren allein. D'Oliveira wandelte in seiner Amtsstube auf und ab und sprach mit drei Männern der Stadt Ourem. Auch sie waren Beamte der Freimaurerregierung, die damals in Portugal herrschte.

„Ich werde die Kinder nicht eher freigeben, bis sie mir genau gesagt haben, wer hinter dem ganzen Aberglauben von Fatima steckt, und was das Geheimnis ist, mit dem das Volk geschreckt wird. Wehe, wenn ich einen Kuttenträger als Hetzer erwische".

„Meinen Sie", fragte da einer der Anwesenden den Administrator, „daß der Pfaffe von Fatima die ganze Geschichte angeregt hat?"

„Daß weiß ich eben nicht. Man kann diesem Gesellen nicht trauen. Er stellt sich ungläubig. Heute wird er es aber bedauern. Er hat nämlich die Kinder angeschnauzt. Wenn die Leute es nicht gehört haben, die Kinder werden es schon zu Hause erzählen. Man wird in Fatima denken, der Pfarrer sei auf meiner Seite. Ich werde schon zusehen, daß sie auch glauben werden, der Pfarrer habe mir den Auftrag gegeben, sie mitzunehmen. Das werden ihm die Leute bös heimzahlen. Und wir werden uns Fatima vom Halse halten können. Uns wird man die Schuld nicht zuschieben. Der Pfarrer wird es in den Nacken bekommen."

„Was wollen wir nun mit den Kindern tun?", wollte ein anderer wissen.

„Wir werden sie erschrecken. Wenn sie nicht weich werden, werden wir sie ein paar Stunden lang ins Gefängnis stecken. Ich denke aber, daß sie mit der Sprache bald rausrücken werden. Wir werden sie ins Gericht hinüber nehmen und ihnen durch den Richter viel Angst einjagen. Das wird helfen."

„Dieser andere Pfaff da, der Manauel Sasco, wird der auch wieder da sein?"

D'Oliveira grinste, als er diese Frage hörte.

„Der tut unserer Sache gute Dienste. Keinen besseren Helfer als ihn hätten wir in der Fatimasache finden können. Seien Sie nur recht freundlich, wenn er kommt. Wir brauchen ihn. Die Bauern haben immer noch Heidenrespekt vor den Pfaffen. Wir müssen zusehen, daß man seine Stimme weit und breit hört. Wenn einmal alles erledigt ist, dann brauchen wir ihn nicht mehr. Dann

ist es mit unserer Geduld auch ihm gegenüber aus."

So ging die Unterhaltung. Die Glocken Fatimas begannen die Mittagsstunde zu schlagen. Gleich kehrte sich Franz den zwei Mädchen zu:

„Vielleicht wird uns die heilige Maria hier erscheinen", sprach er in großer Hoffnung und zitternd vor Angst.

Jacinta und Luzia schauten auf. Sie sprachen kein Wort. Schweigend und mit großen Augen schauten sie dahin. Sie schauten und lauschten. Sie sahen aber nichts, kein Licht, keine Bewegung in der Luft, und auch keine Stimme sprach zu ihnen.

Da fiel Jacintas Köpfchen über den Tisch und heißes Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Franz wandte sich an Luzia:

„Vielleicht ist die heilige Maria böse, weil wir nicht gekommen sind. Vielleicht wird sie niemals mehr kommen".

„Sie wird wiederkommen", kam es halblaut von Luzia zurück.

Franz trat auf sein Schwesterchen zu. Luzia saß starr da, ein ganz leises Lächeln spielte jedoch in ihren Zügen.

„Jacinta, wein' nicht", suchte Franz das Kleinste zu trösten.

„Wir werden niemals mehr nach Hause kommen. Ich habe Angst. Ich will nach Hause. Ich will ins Irenental, wo die heilige Maria ist", schluchzte Jacinta.

Nun geschah etwas Merkwürdiges mit Franz. Seine Lippen strafften sich, und die Mundwinkel zogen sich ganz leicht nach unten. Seine eben noch so kugelrunden Kinderbacken schienen alle Weichheit zu verlieren. Als ob da aus den Tiefen des Herzens die Erkenntnis des Leides aufstiege und ernste Entschlossenheit, ihm geradewegs ins Gesicht zu schauen, so sah es aus.

Wer ganz Großes in seinem Leben durchmacht, großes Leid oder große Sünde, trägt irgendwo in seinem Angesichte etwas Hartes. Die Muskeln um den Mund, auf den Wangen, um Augen und Stirn spannen sich, und die Nerven werden feiner, empfindlicher, zuckender. Das Bittere im Leben, sei es die Bitternis des Leides oder sei es das allerletzte und allertiefste Empfinden der Sünde, das auch furchtbar ist an meistens nur geahnter Bitterkeit, spielt sich im Gesichte wieder. Es bewegt alles, was dort beweglich ist und treibt und spannt es auf Linien zusammen, die sich langsam ins Menschenantlitz eingraben, um nie mehr fortzugehen. Die da bleiben wie das ewige Zeichen Kains, der nach Sünde schrie, und doch, ohne daß er es wußte, Gott wollte. Oder wie Abel, dessen totenstarres Gesicht zu sagen schien: Jetzt weiß ich, was das Erdenleben ist.

Herb wurden in diesem Augenblick auch Franzens Gesichtszüge. Seine Augen begannen tief zu glühen, es war aber alles Ruhe dort, wie bei einem entschlossenen Mann.

Liebkosend fuhr Franz seinem weinenden Schwesterchen übers Haar:

„Weine nicht, Jacinta", sprach er, „wir sollen alles für die Sünden der Welt opfern, hat die heilige Maria gesagt. Und der Priester Faustino hat uns erklärt, daß alles, was man dem lieben Gott für die Sünden opfern will, richtig weh tun muß. Weine nicht, Jacinta. Jetzt tun wir Buße. Die heilige Maria hat uns doch gesagt, daß wir leiden sollen."

Dann wandte er sich an Luzia, die inzwischen aufgestanden war und mitleidig auf die weinende Jacinta schaute.

„Luzia, wir wollen den Rosenkranz beten. Das haben die Heiligen auch gemacht. Der Herr Faustino hat gesagt, daß man an Jesus denken muß, wenn Jesus uns Leiden gibt."

Jacinta schaute auf. Ihr Gesichtlein war ganz naß vom Weinen. Sie lächelte aber, als sie sprach:

„Ich will auch beten. Ich will alles tun, was die heilige Maria sagt. Ich will nicht mehr weinen."

Da begannen die drei Kleinen mit ihrem Gebet an die heilige Jungfrau, und großer Frieden zog in ihre unschuldigen Herzlein ein.

Der Nachmittag zog sich hin. Die Kinder hatten zweimal den Rosenkranz gebetet. Still saßen sie da. Niemand kam zu ihnen ins Zimmer. Die Tür war verschlossen, so daß auch sie zu niemanden hin konnten.

Furchtbar lang waren die Stunden, und dieses Ungewisse, dem sie entgegenkrochen, wurde immer unerträglicher.

Bis die Kinder plötzlich auffuhren . Eine entsetzliche Stimme begann dicht vor ihrem Fenster ein Lied in die Lüfte zu gröhlen, heulend und brüllend zum Steinerbarmen.

„Der Jose", schrie Franz erregt und rannte ans Fenster. Luzia und Jacinta waren im Nu neben ihm. Ihre Gesichter waren wie umgewandelt. Wie bei jedem Menschen, selbst bei dem allerernstesten, der plötzlich Licht sieht und Hoffnung.

Vor dem Hause des Administrators, auf der Straßenseite der Hecke, die das Gärtlein des d'Oliveira umgab, sahen sie den Landstreicher Immer auf und ab torkelte er, auf und ab vor dem Hause des mächtigsten Mannes von Ourem. Und wie Jose torkelte! Die Kinder merkten sofort: Er war stark betrunken. Und er schrie laut und langgezogen, wie ein heulender Hund. Singen sollte das sein. Was das für ein Lied war, konnte wohl kaum ein Mensch erkunden.

Franz klopfte erregt ans Fenster. Jose hörte jedoch nicht. Ganz hingegeben war er seinem Liede, und er schlug mit weitausgeholten Armen Takt, wie um die Gefühle, die da aus seinem Liede hervorkommen sollten, recht deutlich zu machen.

Da kam d'Oliveira aus dem Hause. Die Kinder sahen ihn und noch zwei Männer auf den Landstreicher zueilen. Was da gesagt wurde, konnten sie nicht hören. Der Administrator mußte aber eine große Wut auf Jose haben. Das sah man ganz deutlich an seinem Mund- und Armbewegungen.

Jose schaute mit keinem Blicke auf den Administrator Er sang und torkelte weiter auf und ab.

D'Oliveira und seine Begleiter eilten zurück ins

Haus. Nach ungefähr fünf Minuten sahen die Kinder zwei Polizisten daherkommen, die den Landstreicher fest unter die Arme nahmen und fortschleppten. Und Jose ließ sich schleppen. Er bewegte kein Bein. Durch allen Straßenstaub holperten sein Füße, als die Polizisten ihn so dahinzogen, und er schien recht glücklich zu sein. Denn er sang immer noch, und zwar kräftiger und inniger denn je.

Leute schauten diesem Ereignis zu und lachten und schüttelten die Köpfe.

„Der Jose ist betrunken", meinte Jacinta nach einer Weile. „Wir wollen für ihn beten".

Und die Kinder begannen noch einmal mit dem Rosenkranz. Dieses Mal ging es aber freudiger. Betrunken oder nicht betrunken, Jose war da, und mit ihm war viel Hoffnung gekommen. Das Ungewisse sah jetzt nicht mehr so trostlos aus.

Gegen Abend kam die Frau des Administrators zu den Kindern ins Zimmer. Sie brachte viele gute Sachen zum Essen. Nachdem sie alles auf einem kleinen Tische ausgebreitet hatte, nahm sie plötzlich Jacintas kleines Gesichtlein zwischen ihre Hände, mit einem Griff so warm, daß Jacinta erstaunt aufschaute. Nur einen ganz kurzen Augenblick lang blickte Frau d'Oliveira dem Kinde tief und mitleidig in die Augen. Sie kehrte sich plötzlich um und sprach ihr einziges Wort:

„Alles müßt ihr aufessen!"

Dann war sie fort.

Diese unerwartete Freundlichkeit schoß den Kindern ins Herz. Jose war da, und die Frau des Administrators war lieb. O, daß hatten die Kinder wohl gemerkt, obwohl Frau d'Oliveira fast kein einziges Wort sprach.

„Siehst du", rief da Franz erregt, „die heilige Maria ist nicht böse auf uns. Der Administrator wird uns nichts tun. Seine Frau wird ihn ausschimpfen, wenn er schlecht mit uns wird."

Während er das sprach, war er an den Tisch getreten, und leuchtend schauten seine Augen auf das gute Essen.

Bald saßen die drei denn auch schmatzend da. Aller Appetit war ihnen durch die Hoffnung gekommen, und sie waren wieder ganz Kind, eins wie das andere.

Eine Stunde nach dem Abendessen, es begann bereits finster zu werden, kam d'Oliveira selbst.

„So, nun bringe ich euch wieder nach Haus"' sprach er mit freundlicher Stimme.

Die Kinder sprangen auf und schauten ihn erwartungsvoll an.

„Also macht euch fertig", sprach d'Oliveira weiter. „Sagt noch schnell, was ihr da von der heiligen Gottesmutter für ein Geheimnis gehört habt, dann fahren wir gleich los".

„Wir dürfen es nicht sagen", kam es von Luzia zurück, deren Gesichtszüge tiefernst wurden.

D'Oliveira schaute sie an. Dann wandte er sich an Franz:

„Komm, Franz, sag' es mir schnell. Die Luzia ist dumm."

Franz trat vorsichtig ein paar Schritte zurück:

„Ich darf es auch nicht verraten", sagte er, lauernd auf d'Oliveira schauend.

„Und du, Jacinta?", fragte dieser mit einer Stimme, die drohend zu werden begann.

„Ich auch nicht", gab diese ängstlich zurück.

Franz trat, ohne seine Augen vom Administrator zu lassen, langsam neben sein Schwesterchen und legte ihr wie beschützend die Hand um ihren Arm.

„So", schrie da d'Oliveira auf, „ihr wollt es also nicht sagen. Jetzt bleibt ihr hier. Und morgen kommt ihr vor Gericht, und dann stecke ich euch ins Gefängnis. Ihr werdet schon sehen, daß man mit mir nicht spassen darf."

Dann wandte er sich um und verließ mit bösen Schritten das Zimmer. Krachend schlug er die Tür hinter sich zu und verschloß sie mit lautem Schlüsseldrehen.

Ein schlimme Nacht folgte. Die Kinder wurde müde, und konnten doch nicht schlafen. Es war auch kein Bett vorhanden, in das sie sich hätten niederlegen können. So kauerten sie denn, erst auf ihren Stühlen, später auf dem Fußboden, gegen die Wand gelehnt. Sie sprachen nichts mehr. Aengstlich schauten sie immer wieder auf die Tür.

Am nächsten Morgen wurde ihnen ein reiches Frühstück gebracht. Frau d'Oliveira selbst kam nicht. Sie hatte ein Mädchen geschickt, das den Kindern alles auf den Tisch stellte, mit neugierigen Blicken auf sie schaute, dazu aber kein einziges Wort sprach.

Es war ungefähr zehn Uhr, als d'Oliveira zu den Kindern kam. Mit rauhem Griff packte er Franz am Kragen, schüttelte ihn und schrie ihn an:

„Jetzt geht's ins Gericht, Bursche. Vor den Richter kommt ihr alle drei."

Dann stieß er den Buben zur Tür hinaus und griff nach den Mädchen.

Bald darauf standen die Kinder im kleinen Gerichtssaal der Stadt Ourem. Ein mächtig dicker Richter war da, der sie böse anschaute. Neben ihm saßen zwei unbekannte Männer, der Administrator, und ganz am Ende des langen Tisches war Ludwig, den die Kinder wohl kannten.

Im Saale selbst saßen auf hölzernen Bänken Männer und Frauen. Meistens aber Männer.

Franz fühlte, daß ihm die Knie zitterten. Er wollte jedoch nicht schwach werden. Große Sorge um sein Schwesterchen quälte ihn.

Jacinta aber war tapfer. Fest zusammengekniffen hielt sie ihre Augen auf den grimmen Richter gerichtet.

Und nun kam das Fragen. Die Kinder wurden gemeinsam, und sie wurden einzelnd verhört. Alles wollte man wissen. Wer sie ins Irenental hingeschickt habe, was für ein Frau dort hingekommen sei, was der Pfarrer und die Eltern dazu sagen, wer ihnen diese ganze Geschichte eingeredet habe, ganz besonders aber, was das für ein Geheimnis sei, das sie da gehört haben wollen.

Zwei Stunden lang dauerte dieses Verhör. Alles wurde von den Kindern beantwortet. Nur wenn sie über das Geheimnis gefragt wurden, blieben sie stumm. Alles

Drohen und Wettern half nichts. Die Kinder standen da, bleich und mit müden Gesichtern. Sie hielten aber durch.

„Jetzt habe ich es aber satt", schrie der Administrator, als es bereits nach zwölf Uhr war. „Jetzt sperre ich euch ein. Und ihr werdet solange im Gefängnis bleiben, bis ihr mir sagt, was ich wissen will."

Er hatte immer noch Hoffnung, die Kinder weich zu machen. Ein Polizist mußte sie in sein Haus führen, wo Frau d'Oliveira auf sie wartete. Sie nahm die Kinder, wusch ihnen Gesicht und Hände, und gab ihnen dann ein reichliches Mittagessen. Warum sie das tat, sagte sie den Kindern nicht. Die Kleinen merkten aber: Die Frau hat Mitleid mit uns.

Die Kinder waren noch nicht ganz mit ihrem Mittagessen fertig, als d'Oliveira ins Haus gestürmt kam.

„Raus, ihr Racker", schrie er, „ihr seid nicht wert, in meinem Hause zu essen. Marsch, ins Gefängnis mit euch. Und wenn ihr mir nicht bald sagt, was das Geheimnis ist, verbrenne ich euch lebendig!"

Zwei andere Männer waren mit d'Oliveira ins Zimmer gekommen. Sie nahmen die zitternden Kinder in ihre Mitte und gingen mit ihnen hinaus, über die Straße, zum finsteren Stadtgefängnis hin.

Jacinta begann zu weinen und klammerte sich fest an Luzia. Franz hatte keine Zeit, sein Schwesterchen zu trösten. Mit barschem Ruck wurde es in die Tür des Gebäudes geschoben. Ein Polizeidiener nahm die Kinder in Empfang. Er mußte seine Anweisungen bereits gehabt haben. Ohne auch nur ein Wort zu sagen, führte er die Kinder durch drei Türen in einen dunklen Gang.

Schwere, eisenbeschlagene Türen waren zu beiden Seiten des Ganges, und in jeder Tür ein Viereck, groß genug, um mit dem ganzen Gesicht hindurch schauen zu können. Hindurch greifen konnte man aber nicht. Jedes Guckloch war mit einem Eisengitter gefüllt.

Der Polizeidiener trieb die Kleinen vor sich her. Da schrie es plötzlich aus einer der Zellen:

„He, Franz, Jacinta, Luzia, hierher, kommt hierher!"

„Der Jose!", rief Franz ganz erregt und sprang zur Seite, zu jener Tür hin, von der er Jose rufen hörte. Und wirklich, da war sein Gesicht, ganz am Eisengitter des Guckloches. Seine Augen leuchteten hell und er schrie immer noch:

„Hier her, Kinder!"

Der Polizeidiener riß den Knaben von Joses Tür fort, schob die Kinder einer Tür zu, die schräg gegenüber der Josezelle lag, öffnete sie mit schnellen Griffen, und schob die Kinder hinein.

Krachend fiel die Tür ins Schloß.

Zitternd schauten die Kinder sich um. Sie waren in einer größeren Zelle. Acht wilde Männer standen da. Zerlumpter als ihre Kleider und wirrer als ihre Bärte und ihr Haar waren ihre Gesichter. Alte Männer waren da und junge, und unter ihnen einer, der lang war wie ein Baum und breit im Nacken wie ein Stier.

Erschreckt schauten die Kinder auf die Männer. Das waren ja echte Räuber und Mörder, dachte Jacinta. Ihr Herz begann laut zu pochen. Und dann kehrte sie sich mit scharfem Ruck der Wand zu, lehnte ihre Aermchen dagegen, und weinte und schluchzte.

„Franz, Jacinta, Luzia, wo seid ihr? Wo seid ihr?", hörte man da plötzlich den Jose schreien.

Die unheimlichen Gesellen, mit denen man die Kinder eingesperrt hatte, schauten verwundert auf das Niegesehene. Kinder warf man in ihre Zelle. Sie waren zwar keine Raubmörder, waren nur Landstreicher, Diebe, Säufer und Schwindler. So viel verstanden sie aber: Kinder wirft man nicht in unsere Zelle. Kinder wirft man überhaupt nicht ins Gefängnis.

Franz war inzwischen zur Tür zurückgesprungen.

„Hier sind wir, alle drei", schrie er gellend zurück.

„Wo seid ihr? Wer ist da mit euch?", brüllte Jose zurück.

Da rief Jacinta jammernd auf:

„Räuber sind hier, Jose! Komm, und hole uns raus!"

Luzia schaute ängstlich auf die immer noch verdutzt dreinschauenden finsteren Burschen, als sie Jacinta das Wort ‚Räuber' schreien hörte. Die Männer jedoch rührten sich nicht, und keiner sprach ein Wort. Sie starrten immer nur auf die Kleinen, als wenn sie ihren eigenen Augen nicht trauten.

„In der Zelle zum Marktplatz hinaus seid ihr?", rief Jose da zurück. Und dann legte er noch mehr Kraft in seine Stimme:

„Ihr Satanshalunken, wenn ihr den Kindern auch nur etwas antut, ich drehe euch allen die Hälse ab, so wahr ich der Jose bin. Wenn einer von euch frech wird oder flucht und die Kinder verdirbt, dann sollen ihn die Läuser fressen!"

Da sprang der baumlange Vagabund, den Luzia die ganze Zeit hindurch mit größter Sorge betrachtet hatte, an die Tür, riß Franz zur Seite, und schrie durch das vergitterte Viereck in der Tür:

„Ich drehe dir den Hals ab, Jose, wenn ich dich erwische. Und wenn du jetzt nicht sofort dein Maul hälst und aufhörst zu fluchen, dann haue ich meine und deine Tür in Stücke, und dann dich!"

Jacinta und Luzia waren erschrocken aufgefahren, als sie diese Worte des wilden Mannes hörten. Nun standen sie beide, dicht aneinander gedrängt, in einer der Zellenecken, und aus ihren weitgeöffneten Augen liefen helle Tränen.

Der Baumlange trat von der Tür zurück. Er nahm Franz bei der Hand, und schritt mit ihm auf die zwei Mädchen zu.

„Wer seid ihr?", fragte er. Er suchte mit weicher Stimme zu sprechen.

Die Mädchen schauten immer noch voller Schrecken auf den Vagabunden.

Da sagte Franz ihm Namen und Wohnort.

„So", sagte der Lange da, „ihr seid also die Kinder vom Irenental. Ich habe von euch gehört.

Da schrie Jose wieder:

„Franz, Jacinta, Luzia, betet. Betet. Kümmert euch nicht um die Luder, die da mit euch sind. Die werden euch nichts tun. Die haben Angst vor mir. Betet, damit die heilige Gottesmutter uns allen helfe."

Drei der mit den Kindern eingesperrten Gesellen waren jetzt an der Tür. Wüste Worte brüllten sie zu Jose hinüber, voller Verwünschungen, Drohungen und anderer Schrecklichkeiten.

Da stiftete der Baumlange mit festen Griffen Ruhe.

Jacinta schaute ihm zu, mit klitschnassen Augen. Sie schluchzte wohl noch tief und heiß, sie weinte jedoch nicht mehr. Sie fühlte, daß der lange Räuber sie gern hatte, daß er nur wegen ihr und Luzia und Franz so grob mit den anderen war, und sie begann Zutrauen zu ihm zu empfinden.

Inzwischen war Franz vor Jacinta getreten:

„Jacinta", sagte er mit einem Ernst, der wunderlichen Eindruck auf die gespannt zuschauenden Sträflinge machte, „willst du nicht alles für die Sünder aufopfern?"

„Ja", schluchzte Jacinta, und neue Tränen kamen ihr.

Da kniete Franz kurz und bündig nieder, faltete seine Hände, und betete laut:

„O Herr Jesus, alles wollen wir für dich leiden, damit du allen Sündern verzeihst und den Heiligen Vater segnest."

So etwas hatten die Burschen da in der Gefängniszelle noch nie gesehen. Betende Kinder mit ihnen im Gefängnis eingesperrt. Heiß und kalt wurde es ihnen, und sie wußten wirklich nicht, ob sie die Kinder fortwünschen sollten, oder ob es wohl nicht gar schön wäre, wenn sie recht lange blieben.

Luzia und Jacinta waren neben Franz auf dem Boden niedergekniet. Die drei Kinder beteten laut, und ihre Gesichter waren, als wenn der Schatten des Leides über ihnen läge und ihre Reinheit nicht verfinstere, sondern noch weit strahlender mache. Ganz sonderbar leuchtend. Den alten Sündern wurde es genau so, wie es dem Fischermann Petrus erging, als er nach dem wunderbaren Fischfang auf sein Gesicht niederfiel und schrie: „Geh', Herr, geh' fort von mir. Ich bin ein sündiger Mensch, ich kann deine Heiligkeit nicht ertragen. Sie brennt mir das Herz aus."

Ganz stumm waren sie und vollständig hilfslos. Sie wußten nicht einmal, wie sie ihre Füße stellen oder was sie mit ihren Armen anfangen sollten.

Da schrie Jose wieder:

„Kinder, den Rosenkranz. Betet den Rosenkranz. Und betet ihn laut, damit ich ihn höre und mitbeten kann!"

Jacinta erhob sich. Sie nestelte an ihrem Hals, zog ein Kettlein hervor, an dem eine Marienmedaille hing. Sie löste sie von der Kette und sprach:

„Wir wollen das Bild von der heiligen Gottesmutter aufhängen, damit wir es sehen können, wenn wir beten."

„Franz, wo kann ich die Medaille aufhängen?", fragte sie dann, suchend auf die Wände schauend.

„Da ist ein Nagel", rief da ein alter, bärtiger Vagabund wichtig, und alle anderen schauten auf die Stelle, auf die er hinwies. Der Alte trat auf Jacinta zu, nahm ihr ganz vorsichtig und fein, um sie ja nicht zu erschrecken, die Medaille aus der Hand, und hing sie an die Wand. Dann kniete er sich neben die Kinder nieder.

Der Baumlange und drei andere der Sträflinge taten dasselbe. Sie begannen mit den Kindern den Rosenkranz zu beten.

Die drei übrigen Tagediebe blieben stehn. Einer behielt sogar seinen verschlissenen Hut auf. Sie begannen aber auch langsam die Lippen zu bewegen, als das Gebet fromm und andächtig dahinfloß. Jenes Gebet an Maria, daß sie vor Jahren mit ihrer Mutter beteten, damals, als sie noch glaubten, daß es etwas gibt, das schöner ist und lieber als die rauhen Dinge dieser Welt.

Jose betete von seiner Zelle aus brüllend mit. Laut schallte das Echo seiner Stimme durch den Gefängnisgang.

Franz unterbrach sein Beten:

„Wenn man mit dem lieben Herrgott spricht, muß man seinen Hut abnehmen", sagte er.

Der Sträfling mit dem Hut auf dem Kopf verzog sein Gesicht. Dann riß er seinen Hut vom Kopf und schleuderte ihn auf den Boden. Franz stand auf, nahm ihn, und legte ihn auf eine der Holzbänke. Dann kniete er wieder nieder und betete weiter.

Die drei Starrköpfigen waren jetzt ganz weich. Auch sie knieten nieder und sprachen die heiligen Worte des Rosenkranzes.

Als das Gebet zuende war, standen alle auf. Der Baumlange fragte die Kinder, warum man sie denn eingesperrt habe. Da erzählten Franz und Jacinta alles. Luzia hörte stumm zu.

„Wenn ich so leicht hier herauskommen könnte wie ihr, Kinder, ich würde es tun. Ich würde dem Administrator das Geheimnis sagen", meinte einer der Gauner mit ratender Stimme.

„Die heilige Maria hat aber gesagt, wir dürfen es nicht verraten", antwortete jetzt Luzia.

„Was macht das schon. Wenn ihr nur raus kommt", meinte der Sträfling.

„Halt's Maul", warnte der Baumlange, „der heiligen Maria muß der Mensch gehorchen. Ein anständiger Mensch hat einen Glauben, und den darf man nicht verleugnen. Die Kinder werden schon rauskommen."

Da wurde Jacinta wieder schwach:

„Ich will aber jetzt schon raus. Ich will heim, zur Mutter". Und die Erinnerung an die Mutter brachte wiederum heißes Weinen.

Ganz verlegen wurden die Sträflinge jetzt. Sie hätten das kleine Mädchen so gern getröstet und gestreichelt, hätten ihr so gern alles Mögliche und Unmögliche versprochen, so leid tat ihnen das Weinen des Kindes. Ganz hilflos wurden sie, als sie merkten, wie weich und immer weicher ihre Herzen wurden.

(Fortsetzung folgt.)

MARIENBOTE

★ ★ ★ *The Catholic Family Monthly* ★ ★ ★

LOVE and STUFF

by HUGH CALKINS, O.S.M.

(in "Sorrowful Mother Novena Notes")

LOVE AND STUFF . . . God expects fidelity from His young people on this falling in love deal. He has put a mighty trust in their charge. The trust is all tied up with that commodity called sex. Yes, it's peddled cheaply in today's world. It's often hard to see sex as God planned it; sacred, sublime, awe-inspiring. To see it thus, concentrate on a triangle embracing three people in love. Put God at the top, the boy and girl at the bottom. See divine love pouring from God into those two hearts joined by human love. Then remember the creative powers of sex were given by God that human love might fulfill divine love's plans.

HIGH DIGNITY . . . The ability to create, to make something from nothing, is the God-like power which God shares with young men who are gifted with a normal, healthy sexual life. Within that young man's body lie the seeds of future life that God may vitalize into immortal bloom through the conception and birth of children in marriage. What's the loftiest concept we have about women? The Madonna theme, a Mother holding her child to her heart. Well, each young woman gifted with healthy, normal sexual life may be a modern madonna. She might easily be God's chosen instrument to conceive and bear the next saint God fashions. Apply this to dating.

DOUBLE RESPECT . . . A boy who sees himself as a trusted bearer of future life and his girl as a precious chalice God may fill with flesh and blood— such a boy knows how to behave on dates. He remembers chalices are holy things. He thinks of how only priests and clerics are allowed to touch chalices at Mass. Easily he concludes only husbands can touch the precious chalice that is a woman's body. And girls? Idealists at heart, they know intimate bodily surrenders belong only to their husbands in marriage. They yearn to keep themselves unspoiled for the great love of their lifetime. So boys and girls must remember God's Rules.

DON'T SPOIL . . . Put the Sixth and Ninth commandments together. They add up to: Don't spoil human love by spoiling its delights from their proper setting. God gave humans the sex urge to be co-creators with Him. The sex urge finds expression in intimate acts capable of producing children. Surrendering the right to perform such acts is the essence of the marriage contract which men and women enter. So marriage is the proper setting for yielding to the promptings of the sex urge. Yet both married and un-

Vol. XVI March 1948 No. 6

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Father of St. Mary's Province at the Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask. Subscription: $2.00 per year.

married people must practice Chastity. It's the virtue that requires us to abstain from illicit venereal pleasure. Illicit means unlawful. Venereal pleasure, experienced when sex organs become noticeably aroused, is the type God meant to be enjoyed only within marriage.

TABU PLEASURE . . . The mere physical presence of venereal pleasure (the type felt when sex organs are noticeably aroused) is not sinful. It arises from a God-given instinct. But, it is seriously sinful for the unmarried to yield to that pleasure (to want it in the body, to enjoy and consent to it). Whether that pleasure has been intentionally procured or has risen spontaneously, yielding is in both cases gravely sinful. The sole reason for venereal pleasure is to attract human beings to the marriage act that they may be induced to propagate children and accept the many burdens of marriage. God demands that this pleasure be enjoyed only in marriage.

BUT REPRESSIONS . . . Let's kayo this repressions argument: it's a favorite with wolfish males. And too many girls become amateur prostitutes, all for free, while imagining they're developing personality, avoiding frustration. When good psychologists warn against "repressions," they don't mean the control we exercise over conscious desires. They mean it's bad business to be so frightened of some impulse that you don't let it become conscious. So down into the subconscious it goes and causes trouble. But to resist a conscious desire, to control it through practicing virtue, never hurts anyone. It builds moral character: it often makes saints.

IT'S ONLY NATURAL . . . God gave you these impulses, so why not enjoy them? Sure, that's true, if you plan to enjoy them as God planned. Sex urges are God-given, therefore good, when used according to God's rules. It takes only a moment to see how utterly God's plans for sex will be ruined, if humans are allowed sexual satisfaction outside marriage. How will any children be born or raised properly, how will wives and mothers be safeguarded, how will homes be protected, if humans be allowed to do merely what comes naturally, without following God's rules? If we abuse speech by lying, abuse property rights by stealing, abuse palate pleasure by overeating, don't we abuse sex powers by using them outside marriage?



No greater love!

AND THIS PHONY . . . God expects people to admit their sins honestly through good and sincere confessions. He won't tolerate a heresy like: "Well, I can't see why such love-making is a sin. So for me, it's not a sin." It is not what you think that counts: it is what God thinks. Once you've found that out, and you're bound to seek such truth, you're held accountable for the observance of such rules. Since passionate kissing between unmarried people is forbidden under pain of mortal sin (God's Church so teaches), you must control desires to kiss passionately. Since petting is a proximate preparation for sexual intercourse (lawful only within marriage), your policy should be: "Hands Off." May God be with you.

NEWS-HOUND

A SHORT STORY
by Carl Westbrook

Nothing ever happened at school that Sam didn't know. Nothing happened out of school full details of which were not at Sam's tongue-tip. Nothing ever happened any place in the neighborhood that Sam couldn't tell you all about.

Frequently he had the story cut and dried even before the event occurred, for Sam had that nose for news which scents approaching catastrophy from afar. From the shadow of the nearing crisis, Sam, much in the same way that a scientist reconstructs an entire dinosaur from a mere toe bone, wove with uncanny skill the whole fabric of to-morrow's tragedy, of next week's pathos, of the scandal of another month.

Sam, according to Sam, was of the stuff good reporters are made. Average reporters might narrate the news of yesterday; better men, that of ten minutes ago; but the real reporter, to Sam's mind, was the fellow who disseminated the head-lines of to-morrow, today.

Such a chap was good. He was even good enough for the 'Sunday Visitor.' Sam determined to develop into just such a paragon. Once he did, he'd hitchhike off to Huntington, Ind., and strike the Editor for a job.

No doubt he'd get it.

Indeed, he was almost good enough for the job now. Both as a reporter of events that occurred a little while ago and of happenings that took place pretty soon he had already achieved considerable success.

He knew, for instance, just what happened to the apricots in Schultz' garden; also what was going to happen the morning after anything did. When young Mrs. Gilhooley packed up and left for Mother's, vowing never to return, Sam proclaimed the fact a day in advance. He likewise k n e w, considerably ahead of time, that she'd be back: which bit of information he had tacked on to the assertion that Gilhooley had gone after her. The gruesome tidings of Casey's pet rooster lying dead of a wrenched neck in Casey's back yard at two A. M. he cackled to an incredulous world while the rooster was yet alive. "You're full of prunes," accused Noel when the fowl flapped indignant wings and crowed Sam a liar from the chicken coop fence. "I ain't,' 'said Sam. "We" (note the 'we') "are publishing to-morrow's news. Wait and see. Kennedy's the one who did it. He did it to-morrow. Middle of the night." And Kennedy did.

Invariably Sam's reporting of events that took place to-morrow proved as accurate as his narration of incidents occurring ten minutes ago. Reporting de-luxe, this, beyond comprehension, yet to Sam, simplicity itself. He kept his eyes unshuttered, his ears unbuttoned and his feet on the constant go. His imagination revelled in a state of perpetual insomnia. He came closer to being in several places at once than any other human. Certainly he was on the spot when Kennedy's tenants threatened to move, en masse, unless this nuisance of some rooster of the vicinity rousing people from their sleep at three in the morning, were abated. Sam's ears, gaping like crocodile jaws, swallowed Kennedy's quiet assurance of future tranquil nights. Kennedy always meant business when he talked like that; and it wasn't likely that the problem's solution lay in a complaint to the police or to Casey, either. The first would stir up bad blood; the second, result in nothing, for Casey thought as much of his pet as Kennedy did of his tenants. There'd be no voluntary sacrifice. Considering Kennedy's propensity to read until two in the morning and that his mitts were strong enough to strangle a buffalo in the middle of the day, one lone miserable rooster didn't seem to have a ghost of a chance in the middle of the night. Sam deduced the obvious.

Fortuitous propinquity at a moment when young Mrs. Gilhooley was confiding to Sam's sister, accounted for the initial news anent the Gilhooley's; Sams' wits and Sam's ubiquity taking care of subsequent items. He published the preceding Tues-

HEARTH FIRE PRAYER

Frawley Hynes, columnist in "Columbia," recalls this beautiful little prayer chanted in Irish homes by the womenfolk while the men cover the fire in the hearth for the night:

The sacred Three
To save,
To shield,
To surround
The hearth,
The house,
The household,
This eve,
This night,
O this eve,
This night
And every night,
Each single night.
Amen.



Mother of mothers, pray for us.

day that Mrs. Gilhooley beat it to Ma's the following Wednesday; he announced at four o'clock that Gilhooley, grabbing the three-forty-five rattler, had left to bring her back; he vociferated on the yesterday that the young bride had already returned on the to-morrow—they always come back, you know.

Albeit Sam might easily have explained how he garnered his news, both past and present, he seldom divulged his methods. Good reporters don't always tell how they find things out. Sam never did explain how he got the news of the mysterious disappearance of Schultz's apricots the morning before they vanished. But get it, he did.

As a result of these and countless other demonstrations of reportorial ability Sam enjoyed a reputation almost equal to what he expected.

Of course, had he been on the staff of some newspaper he would have received all the glory coming to him; but with Sam it was the 'Sunday Visitor' or nothing; and he hesitated approaching that Editor before he had tackled every phase of news gathering. The fellow might ask what he knew about murder news, you see, and Sam had never reported a murder. Coming unprepared, he'd lose his job before he got it. It wouldn't do. Education had to be completed before applying for a reporter's job on the 'Visitor.' It was a sure shot they'd stick him on a murder assignment right off the bat, for elementary reasoning established beyond dispute that what the 'Vistor' needed was a good murder reporter. They didn't have any now. How could they? You never get a nice juicy murder out of the 'Vistor.'

To round off education Sam started snooping.

But snoop Sam his schnozzle off (and he came near doing it) nary a murder snooped Sam. There was either a fearful shortage of murderers in the neighborhood or else a frightful dearth of murderesses.

Neither deserted shacks nor abandoned warehouses, neither coal shutes nor dumb waiters, neither garrets nor darkened cellars, neither clumps of shrubbery nor rows of hedges disclosed the spot marked X.

Campbell's house didn't look the spot, either; but Sam could afford to pass nothing up. He waited until the last load of furniture had been moved out, until the keys had been delivered to the agent, until the 'For Rent' sign had been tacked up. Then, squeezing through the negligible slit betwen the gas meter and the outer wall he affected enter into the basement. Shinning up the laundry chute landed him in a rear hall. Whereupon snooped Sam with vengeance. This was the last bit of unsnooped territory in his baliwick. He therefore snooped thoroughly. A more beautiful job of snooping

never snooper snooped before.

But alas! the X-spot remained unsnooped.

The lad slumped in the front window seat to mope.

Sam's perplexities were really due, not to the experience demanded of him, but to the quality of that experience. Insistence was made, not upon any old sort of non-sectarian murder at all, but upon a Catholic murder. The Editor would absolutely refuse to consider experience gained in the reporting of a non-sectarian X-spot. A Catholic X-spot was demanded. That's what made Sam's search so tough. The Editor probably overlooked the intrinsic difficulties of such a proposition. Sam didn't exactly accuse the 'Visitor' of being unreasonable in its requirements of Catholic - murder - news-reporting-experience but in view of circumstances and his own willingness to report it, Sam did think that the least the Editor could do was to furnish the murder himself.

Outside, the business of the street jogged on, quietly, casually. Dyer towed a wreck to his garage; at Davidson's, a bit down, a collector hammered at the door; the ice man stopped at Lindstrom's; an auto passed; pedestrians sauntered.

The reportorial mind absorbed the scene purely through force of habit. It was all so commonplace, so utterly devoid of interest, so totally destitute of news that it failed to hold more than perfunctory attention.

Not until Mr. Curtis and his brother rounded the corner with Mr. Ramsay between them did Sam sit up and take notice. Then his eyes bulged. He actually had to shove them back into place with thumb and forefinger.

Here was news — what kind, Sam didn't know; but news, most emphatically yes!

Michael Curtis was gesticulating furiously; Alvin Curtis' deep voice rumbled threats; a wretched Pete Ramsay cringed in piteous supplication.

Something was up!

They stopped in front of the Curtis home, immediately opposite Sam. Michael jerked a hand toward his door. Ramsay shook his head and began to plead. Alvin argued. Again Ramsay signified negation. A fiercer altercation ensued. Ramsay tried to break away and run. The Curtises grabbed him. Half dragging, half carrying, they forced him up the steps and into the house.

The window curtain, brushed aside in the succeeding struggle, caught on a fernery, leaving Sam's view unobstructed. He saw the Curtises hurl their prisoner into the center of the room. The man thudded to his knees, arms outstretched for mercy. Alvin laughed—horror of horrors! — he laughed! — he applauded! — he almost danced in glee! — he clapped his hands! Out of a corner Michael toted sundry objects. They were rocks — rocks of some sort — grayish-looking stones, resembling lumps of cement. He tossed one to Alvin. One he kept himself. Ramsay tried to speak. The Curtises mocked him. Ramsay implored. With snarls they hurled the missiles at him. The victim dodged. One rock went wide. The other caught him squarely in the back of the neck. He swayed and fell. The Curtises threw their heads back and gave vent to merriment.

Four seconds later Sam was dashing down the street screeching "Murder!" with all the power of his lungs.

"Murder!" he yelled, heading straight for the police station, five blocks away.

"Murder!" shouted every kid in the neighborhood, joining the chase.

"Murder!" bawled Sam.

"Murder!" screamed the ever increasing horde.

No one knew what it was all about—naturally. But this mattered little. Someone had been slaughtered—or was about to be. The reporter was in too great a hurry to advise whether it was to-morrow's news he was publishing or that of ten minutes ago. It sufficed for Sam's retinue to understand that he had pulled off the coup of his career for naught else could send him to the police station. "Let the cops dig up their own news," had heretofore been Sam's motto.

Sam was going to be a reporter when he grew up, not a detective.

It was only because the present instance was so fraught with danger to the community that precedent was abandoned. Who knew where homicidal mania ended? The two Curtises had gone stark mad. As members of the Men's Sodality down St. Anthony's they could inveigle into their house the whole congregation and, one by one, rock 'em to sleep—permanently.

The avalanche burst into the Central Station. A hundred voices yelled "Murder!"

Down went the feet of Captain Reilly off his desk like twin meteors thudding to earth. "What the!" he exploded.

"Murder!" detonated Sam.

Reserve officers rushed forward.

"Murder!" repeated the mob.

"Get out of here!" roared Reilly. "Get out!" He sprang to his feet. "Everybody — out!" He grabbed Sam by an arm. "You stay. Murphy!" he thundered. "Hagan! Get rid of this bunch! Get 'em out! Now," he demanded of Sam. "Let's have it."

"Murder!" Sam gasped for breath. "They're bouncing rocks off his bean."

"Whose bean? Who's bouncing?"

"Ramsay's bean. The Curtises are bricking the life out of him."

"Take it easy. Start from the beginning."

Sam did. He told the story with gusto. It convinced. A staccato cross-examination strengthened it.

"Sounds straight, Captain," commented Sergeant Hammond.

"Afraid it is. Get the car, Hammond. Hagan! Have the squad follow. Surround the joint." Then to Sam, "Where do these Curtises live?"

"Across from where Campbell used to."

"Where's that?"

"Across from the Curtises."

"You come along," snapped Reilly. "Show us."

Six seconds later, a half ton of law and order (five blue-coats, two hundred pounds each) crashed the Curtis living room exposing a scene that would live forever in the memory of Captain Reilly and twice that long in the memory of Sam. In the midst of a pile of vicious-looking rocks lay Pete Ramsay. To one side, paralysed with fright, stood Alvin Curtis, a rock in his hand. Next to him, his brother held another rock. For one moment—one breathless moment—there was not a sound, not a movement. An eternity of suspense crowded itself into the space of a pulse-beat. Then Ramsay stirred. Tension vanished. The Curtises were apprehended.

Reilly leaned over Ramsay. "Hurt?" he inquired solicitously. "Hurt bad?"

Ramsay sat up like one coming out of a daze. "Huh?" he said idiotically.

"Poor fellow," muttered Reilly. "Must be his head." He rested a hand on the heap of rocks —"Hey! What these rocks made out of—rags?"

"Why," said Ramsay, arranging himself comfortably on the rocks, "cotton batting, tinted gray to look real."

Sam gazed through the window, eyeing the horizon. He had never eyed the horizon before. He did so now—longingly. The horizon appeared to Sam, right then, as just about the swellest place in the world to be at.

"Don't see what right you fellows got to butt in," growled Alvin. "You scared us stiff. All we're doing is rehearsing."

Sam departed for the horizon.

"That's all." Michael launched his protests. "Sodality play. Martyrdom of St. Stephen."

"And we were just getting it, too," grumbled Alvin. "Everything's perfect except this part. The fat-head of a Ramsay's been falling down here. Instead of registering agony he grins like a monkey."

"And all he's got to do," explained Michael, "is look miserable—anyway, not laugh—when we start pelting. The curtain falls right away."

"Aw, I can't help it," blustered Ramsay. "I've been telling all along I can't do it. Get somebody else. I'm no actor. I'm a paper hanger."

"Well you're going to do it," said Michael. "We've spent enough time getting this far. You don't quit now."

Reilly gave an imitation of a Mexican jumping bean, elephant size. He went into the air and landed turned the other way. "Where's the kid?" he rasped.

At this point Sam reached the horizon.

"Dunno, Captain," said Sergeant Hammond. "He must have beat it."

"Lucky for him," said Reilly grimly.

No doubt it was.

Sam, sitting on the safety of the distant horizon, decided he'd quit the reporting business, permanently and for keeps.

Sharing is a true form of gratefulness to God. God's great and loving heart appreciates our sincere love and appreciation of Him. Attending MASS when we can is one sign of our love for God. Giving to those less fortunate and more sorrowful is another way. It is told of **Saint Martin of Tours**, a CONVERT and soldier, who later on became the **Bishop of Tours**, that one day, while still a cetechumen, he saw and took pity on an old and almost frozen, near-naked, beggar man by cutting his cloak in half and giving one half to this poor creature. That night JESUS appeared to Martin and said: "MARTIN, YET A CATECHUMEN, HATH WRAPPED ME IN THIS GARMENT." A grateful heart and generous spirit rejoice the LORD who was crucified for all of us. Time and again the Scriptures tell how CHRIST JESUS taught humility toward and sacrifice and love for one another. **When death calls it will be an easy question for those who loved God to answer:** "HOW HAVE YOU SERVED ME?" And God will rejoice in rewarding the generous-hearted souls who so loved Him by giving to others in time of their needs, either spiritual, material, or by loving-hearted kindness.

One thing that we might try rationing ourselves is our offense against God—yes, give up our sins!

* * *

Prayer is the pass-word to Heaven.

* * *

The soul that is too proud to accept direction has already lost the way to God.

Your Treasure -- The Rosary

Your Rosary is one of the greatest treasurs you can possess. It is the gift of the Virgin Mary. It was revealed personally by her to St. Dominic. Throughout all ages, it has been the only effective weapon against persecution and heresy. The Rosary has been the instrument by which virtue abounded, by which vice was eliminated, by which heresy was refuted and destroyed, and by which an abundance of grace was received. Its excellencies are the means by which your treasure — The Rosary — is so potent. What prayers are there that are more adaptable and holy than those found in the Rosary? The Pater Noster was composed by Jesus Himself, at the request of His desciples, when they asked Him "Lord, teach us to pray" (Luke XI. 1.) Here, in this beautiful prayer we have a dual offering, for it teaches us to give glory to God, and takes into consideration the necessities of our body and soul. Surely, Our Divine Master will pay heed to our supplications, when we use His own prayer. Again, we use the Ave Maria in the Rosary many times. That prayer consists of the Angelic Salutation, the praises of Elizabeth, and a pious ending by the Church, pleading for aid from the Blessed Virgin now and at the hour of death. How can the Blessed Mother fail to intercede for us through the Rosary? Did she not promise St. Dominic, that the Rosary would be an inexhaustable fountain of every kind of grace. At all apparitions of Blessed Mother she has urged the recitation of the Rosary. She has called herself the Lady of the Rosary. At Fatima in 1917, she insisted on the Rosary. It was here that she said: "I am the Lady of the Rosary". Warning the faithful through the three shepherd children that the world must amend their lives and ask pardon for their sins, she again mentioned the Rosary. "They must say the Rosary", she said.

History repeats itself. Looking back through the ages we find the efficaciousness of the Rosary. It has served individuals and nations through its potency. The Rosary was the means of victoriously driving the Albigenses from Christian territories and may now be used by us to eradicate new errors, and especially that of Communism, which is gaining support throughout the world, and reminds us of the motives and evils of ancient pseudo-philosophies.

It was the efficacy of the Rosary and the First Saturdays that brought about a cessation of hosilities in World War II. Yes, the fighting has stopped, but have we won the peace? There is a vacant chair at the Peace Table. The Delegate of Christ is not there. How can a just and lasting peace based on Christian principles be arrived at without a representative of Christ being present to guide and counsel in that peace?

And as in the days of yore, when the Crusaders in Europe bonded together as one people, let us bond together in the Rosary and in one supplication — in one voice, as it were, — with courage and strength, in true devotion to Blessed Mother — our Lady of Fatima — storm Heaven with our united Rosaries, in seeking the intercession of Our Lady of Fatima for the defeat of the enemies of Christ and His Church, so that a true, just, Christian and lasting peace may be brought to the world — a peace which the world itself cannot give — a peace that will shine again over tired and erring men through the Rosary.

COMMUNISM IS A DISEASE — THE ROSARY IS THE ANTIDOTE

There is no substitute for the love of God.

* * *

Pride is often the Ethiopian in our spiritual wood-piles.

* * *

Hatred is a deadly reptile to him that nurses it in his heart and he cannot escape being fatally bitten.

Communism in Basutoland

by Odilon Chevrier, O.M.I.
("The Oblate World")

We "Europeans" as they call us down here (despite the fact that some of us are Canadians and others, American) have been around Basutoland for many many years. Those of us who want to be downright honest ought to ask ourselves just how much good the Europeans have done for the native Africans during these many years.

To an observer who attempts to be objective about conditions here, it looks as though Basutoland is becoming a fertile field for Communism. There is no doubt that Communist agents are at work in the Basuto Reserve and reports of Communist meetings being held at many places are too numerous to be ignored.

Why is Basutoland becoming a fertile field for Communism?

Everyone down here knows that the Basuto people are disgusted with conditions that prevail. Everyone knows that the Basutos wanted to send representatives to the UNO meetings in America but could not do so due to lack of funds. But they did send letters which contained many just complaints to the General Secretariat of the UNO.

The Communists are working on this discontent. Land is important in this primarily agricultural region and there is too much monopolistic land tenure by the governmental authority. The Communists are promising that Communism would give this land to the local community.

There is too much monopolistic capitalism on the part of European commercial enterprises. The Africans want to know just what the governmental status of Basutoland is. Basutoland should be either a crown colony or a Protectorate. If Basutoland is a Protectorate, then under the laws governing British Protectorates, the Natives should be able to own and operate trading stores at their own places. But here, the Natives cannot do so, while huge European commercial enterprises have more than 70 different trading stations within Basutoland. Since the Chamber of Commerce here has real power in regulating such enterprises, some of these European companies have organized their trading stores under several different names in order to give themselves more representation on that Chamber. And they are getting away with it.

The Natives have no representation at all on the Chamber of Commerce. A European trader is at times given a whole huge area, exclusively for his own exploitation, without fear of competition. This is monopolistic capitalism at its worst.

If the Basuto Reserve is not a Protectorate, but a Crown Colony, the Native states, then, under the laws regulating Crown Colonies, we should be able to buy from the Crown, at nominal fees, plots of land that we can fence in, on which we can plant trees, and on which we can have a real home of our own. We would like to have title deeds to such land. The Europeans have them in this country. But we can not buy plots of land from the Crown at nominal fees nor can we have title deeds.

The New Virtues

Instead of Faith — Credit.
Instead of Hope — Self-assurance.
Instead of Charity — Philanthropy.
Instead of Prudence — Cautiousness.
Instead of Justice — Rugged Individualism.
Instead of Fortitude — Fatalism.
Instead of Temperance — Etiquette.
Instead of Purity — Carefulness.

Classes are held and books are written in an effort to inculcate more thoroughly these new virtues. A synopsis of both classes and books might be—"Begin all operations with acts of Credit, Self-assurance and Philanthropy. Be cautious in everything you do; put number one first, last and always; fear nothing except loss of social prestige. Whatever you do, do it gracefully, and count only that a sin which leads to disease or jail."

Is it to be wondered at that, on the basis of these new virtues, the world is so adept at producing unprincipled snobs?

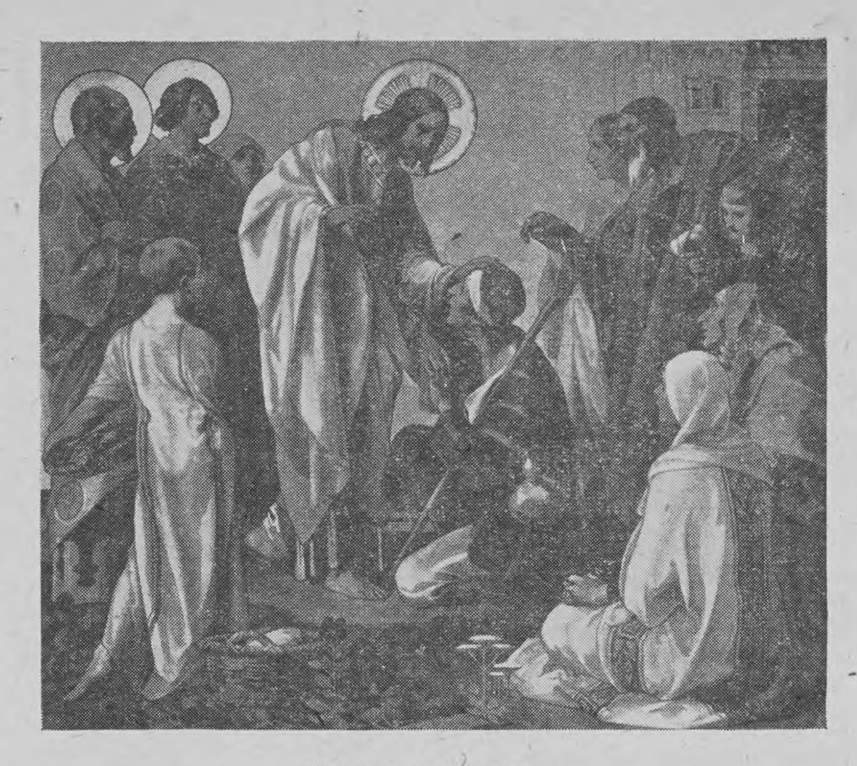
Thus, the Basuto Native finds himself saddled with all the worst features of both the Protectorate and the Crown Colony and, at the same time, denied the purported advantages of either system. Can an observer who attempts to be objective, deny that there are good grounds for the Natives' discontent?

The Communists have found many other wrongs about which to complain. They state that adequate provision is not made for the health of the people. There is a scarcity of qualified medical practitioners in the territory to do all that is necessary. The Government does not allow doctors from outide to come into the territory to practice and private practice by the Government doctors is not allowed. As a result, many Basutos go across the border into the Union to obtain medical care. This costs a great amount of money, much more than the average Native can aford. Consequently, many go without badly needed medical care.

The administration of the territory costs too much to the average African. They have to pay for a European Administration, a National Treasury, and the Native Chiefs' administration. And they have to pay for this out of all sorts of greatly underpaid work. Because their taxes are relatively high and because of famine, they have to go out of Basutoland to work for Europeans on farms or in the mines.

The Basuto Native remembers that he joined the armed forces and fought (he was really only allowed to labor) through two world wars for this European civilization. Right now he is at the point of asking himself whether or not it was worth it. In fact, he is close to deciding that it was not worth it.

He knows that the European civilization is supposed to be a Christian civilization. Yet, he concludes that many of the Christian churches have no effect at all on their adherents, who, while professing to be Christians,, go their own way as neo-pagans, exploiting without principle, the Native populations.



He opens our eyes.

It is thus that the Communists have had developed here in Basutoland, a fertile field for their propaganda. They can start off by bringing in legitimate complaints against the governmental injustices. They can use this to undermine, not only the prestige of the European administration, but also the prestige of the Native chiefs. They also point to the un-Christian attitudes and practices of many Europeans who call themselves Christians, but upon whose lives Christian principles have little observable effect. From this, the Communists try to undermine the influence of Christianity among the Natives.

One could perhaps almost say that the Basutoland Native has already lost confidence in his chiefs, and that he distrusts the European administration. He certainly considers the European traders as parasites. No census yet has told the truth about the exodus of the Natives from Basutoland. Many have not wanted to go; they have been driven to it.

Much could, and must be done, to remedy the situation. As a start, many of the large commercial firms should sell some of their trading stations to Africans. The same applies to the Indian traders within this territory.

It would also be a good thing if the Native chiefs did not have so much land and the ordinary Native, so little. Some of the chief landowners have thousands of head of cattle grazing on the lands all over the country. A more equal distribution of the land is sorely needed.

More attention should be paid to male education in the schools. If the government will not do so, then the mission schools, even at great sacrifice, must endeavor to turn out more efficient arti-

Saga of a Ciborium

The **Most Reverend Martin Lajeunesse,** Oblate of Mary Immaculate, Vicar Apostolic of Keewatin, is the possessor of a ciborium that has come a long way. It was found in the Philippine Islands.

Lieutenant Arthur J. Swenor, of the United States Navy, was in a group of Marines of all faiths, who were ordered to attack a church on a small Philippine Island. They were reluctant to do it; but, the chaplain assured them it was necessary, since the Japs were using the building to store ammunition.

After the attack, the Lieutenant and his men landed to inspect the ruins. In the ruins of the church, a battered ciborium was found. Lieutenant Swenor wrapped the sacred vessal very carefully and brought it back to his ship.

When he showed it to the men, they looked very serious. One of them offered him twenty-five dollars for it. The Lieutenant replied. "I am not selling it." Another man offered a higher sum, but was refused. When the fifth man made his offer, the Lieutenant asked them, "What is your object in buying it?" He found out, finally, by many questions, that these men were Catholics, and not knowing that he was a Catholic, wished to guarantee the proper care for the sacred vessel.

The Lieutenant told the men that he was a Catholic and was as anxious as they for its respectful handling. He told the men that he would send the ciborium to his sister, a religious of the Holy Names, at St. Mary's Academy, Windsor Ontario. That brought relief to all and there were no more attempts to purchase the ciborium.

The Superior of the convent had the vessel repaired and regilded, and, restored to perfect beauty, it was given to Bishop Lajeunesse for his missions. That's how a ciborium travelled from the Philippines to the Arctic regions. Incidentally, the marines who destroyed that little church in the Philippines collected $1500 to repair it.

MONEY TALKS

If you are interested in statistics, you might enjoy knowing that the extension of 7th Avenue in New York City cost $6,000,000 a mile, while the double decking of Michigan Boulevard in Chicago cost a mere $16,000,000 a mile. However that was nothing to the expense of Wacker Drive in Chicago which cost $22,000,000 a mile.

In balancing your budget at the end of the year you might like to know that if you live in a city having a population of more than a million people, you pay six cents a year for police protection whether you ever need protection in a particular instance or not. Money also comes out of your pocket for the unraveling of traffic jams. Traffic congestion cost New York City $5000.00 a day in the '20's. It has also been noted that 2,000,000 people come to Manhattan every day; a good part of this traveling takes place within a space of an hour and a half, morning and night.

While we have no statistics on how many bullets are being made every day, we feel confident that if we had a penny for every one that emerges from factory and plant we wouldn't have to worry any longer about the coal bill or about cutting down on cigarettes to save expenses.

---

sans, qualified bookkeepers, and trained mechanics. The land of South Africa is growing rapidly in stature as a commercial and industrial nation and if the African Native is ever going to fit into the new picture in any role save that of an unskilled laborer on its farms and in its factories, he must receive the proper training in the schools.

The conditions that are making Basutoland a fertile field for Communist agitators are not necessary conditions. They are not the result of a capitalistic system of free enterprise or of a Christian civilization, as the Communists would have the native believe. To the contrary, they are the result of a European civilization that, while calling itself Christian, is really neo-pagen, and of an economic system that masquerades as capitalism while it is truly monopolistic exploitation.

We Oblates came into an almost entirely pagan Basutoland in 1862, less than half a century after the foundation of our congregation. During the years that have elapsed since that date, we have seen the Catholic population grow to more than 130,000.

To convert, we have had to teach. We have established, and are operating more than 300 schools for the instruction of the Native population. We have lately been blessed by the ordination of native Basutos to the priesthood as members of our own congregation. And an entirely Native sisterhood has been founded.

Yet the struggle to bring Christ to these people is rendered constantly more difficult by the white, neo-pagan civilization.

An Eye for an Eye

By F. VANDEVELDE, O.M.I.

I would like to tell you a true story which happened some twenty years ago. At that time, in the vicinity of Pelly Bay, near the Magnetic Pole, the Eskimos lived a very primitive existence. They had yet to meet a missionary and were not acquainted with the white man's ways of life and (this is a rare anachronism in our twentieth century), they still belong to the stone age.

Here is the story:

Five or six seal-skin tents comprised the Eskimo camp, which was situated on the sea shore. Let us review the various characters to be dealt with in our tale.

Oo-too-siak was a hardy and well-built Eskimo. The fine condition of his tent, kayak, of his fishing and hunting gear would tell you at a glance that he was a skilful and prosperous man. A-ma-rok, his young wife, was certainly equal to her task; her well-kept tent, the smart and neatly tailored fur clothes worn by the couple were obviously a proof of it. So all was well.

Living in the next tent, old E-koo-ma offered an altogether different picture. Widowed a number of years, E-koo-ma had not succeeded in finding another wife; old age and enforced isolation had rendered his situation a trying one. He more or less lived at everybody's expense and this made his life sad. He could not even afford the meager comforts that were enjoyed by his younger and more energetic companions.

As he sat gloomily on the threshold of his ragged tent, E-koo-ma enviously observed his young neighbors. Compared to their well-being, his misery was outstanding and the sight of their happiness embittered his glum solitude. "If only," dreamt E-koo-ma, "I could have a wife such as A-ma-rok, how much easier life would be! . . . She would make me some heavy clothes to warm up my old body which feels the cold so much . . . In the igloo she would look after the seal-oil lamp . . . And also now and then I could lend her to others (according to the old pagan custom) and thus obtain meat and furs in return . . . Too-shoo-na-koo-ne! (could I but have all this!)," muttered the old man with a sigh.

Were he a score of years younger, it would have been easy to solve the problem; as one did of old, one could buy a wife or else steal one from a weaker neighbor. Unfortunately, E-koo-ma was now an old man and could no longer resort to such strong methods.

Once sown, the seeds of envy soon took strong roots in his unscrupulous heart, stirring its deep and primitive emotions. Like a deadly cancer, envy unrelentingly invaded his soul. Slowly and painfully a plan took shape in his mind. During the long sleepless nights, he carefully went over the details . . .

Some time later our shrewd E-koo-ma went and paid a visit to his neighbor. A long, dessultory conversation took place. Finally E-koo-ma came to the point and explained that he was getting old, that these were hard times . . . he wished to go seal-hunting, but having no kayak he was unable to do so. "Take me in your kayak," pleaded E-koo-ma, "we could go to Ke-ker-ta-tnar; there are seals and whales at this time of the year. What a fine hunt we should have. Although I am getting old, I can still shoot an arrow straight to its mark."

Oo-too-siak pondered a while and deeming the circumstances favorable agreed to the old man's proposal: "atti!" (Let's go!)

In no time the two hunters were ready and soon took off in

Thirty-three

FRANCIS X. CURLEY, S. J.

The moon of springtime whipples through a glade
Where youthful Hebrew lover walked of old,
Where each a life of love in whispers told,
And peers with gossip-eyes for man and maid.
Had not sly South Wind sworn that very hour
When hearing from below strange melodies
There was a life-pledged love amid the trees?
So deeper yet she penetrates the bower.
By her cold but precious alchemy
The ancient garden shimmers dreamily . . .
Yet man nor maid breathe vows within her sight.
Whence then do bursts and starts of love up-dance
In silver sweetness, quivering through the night?
From Him, blood-soaked, Who's seen a Cross and Lance!

the long, narrow seal-skin kayak. The weather was fine and the sea very calm. Oo-too-siak soon had the flimsy craft skimming along, forever humming its endless chant in perfect rhythm with the paddling. E-koo-ma was silent; once more he turned over in his mind the details of his plan. He certainly had no qualms of conscience about it, only the fear of a possible error left him a bit doubtful. "Should his attempt miscarry, beware of the consequences," he mused, "Oo-too-siak's revenge would be swift and ruthless: E-koo-ma would have to pay with his own life and this he knew only too well . . ."

At the end of the trip, several hours later, they reached Ker-ta-tnar. This was a small island five or six miles long. After landing, the two men pulled the kayak beyond reach of the tide. To the old man the surroundings were familiar and he explained his plan of action: "Walk," he said to Oo-too-siak, "right to the ridge beyond. On the other side you will see a large bay. Should you notice some seals or whales or better still some walrus, please come back right away; we will go with the kayak around that point and outflank them."



With that inborn deference the young have for old people, Oo-too-siak would not think of discussing the suggestion, which however, seemed very logical to him. Without any suspicion he left his bow and arrows and walked away swinging his arms. He soon disappeared beyond a slope.

Everything went according to plan. Now E-koo-ma ran to the kayak as fast as his old legs allowed. He launched the craft, taking all bows and arrows with him, and then swiftly paddled away from the shore. With nothing to fear, he slackened his pace and looking back saw Oo-too-siak running toward the shore, shoulting at the top of his voice. E-koo-ma chckled as he was now out of reach; his plan was a complete success; the young hunter had been left all by himself on the island, without arms or means of communication. He soon would starve to death. Without compassion and looking straight ahead, E-koo-ma paddled for the Eskimo camp, making slow progress to spare his strength.

As he reached his destination, many questionss were asked of him concerning the missing companion. Having foreseen this, E-koo-ma told them in detail the story he had concocted: "Oo-too-siak has met with an accident, he slipped on a rock and fell in the water; stunned by the blow he fought a losing battle against the rapid current and was swept away . . . Despite all his efforts E-koo-ma was unable to be of any help and even later to find the body. What a misfortune!" These plausible explanations were accepted without any discussion, although nobody believed them (typical Eskimo psychology).

E-koo-ma then went to Oo-too-siak's tent and without any preliminaries gave the "widow" notice of the tragic news, adding that from now on he would

take her for his wife. The poor A-ma-rok had nothing to say for she was a woman and in all matrimonial matters it was up to the man to decide. So, without the least objection, she yielded to her new destiny. But she pined for the young husband she loved, for he was such a good hunter and meat was always plentiful at home. Now life would be so different with this old man for whom she felt only repugnance.

As for E-koo-ma he was quite happy, as his little scheme had been very successful and he looked forward to the coming winter. A month passed. Rivers and lakes were beginning to freeze and the sea would soon be covered with ice. Without any means of subsistence and with the cold weather already pretty sharp, Oo-too-siak could not survive very long. His body would be rotting away. E-koo-ma could not but help think of his victim. (Do not conclude that the old man felt any remorse, most certainly not). "I must go and bury the body," decided E-koo-ma, "it cannot be left a prey to birds and wild beasts, otherwise the vengeance of the spirits will be provoked."

A little later E-koo-ma set out for Ke-ker-ta-tnar in his kayak, with the intention of burying Oo-too-siak, according tō fashion, by covering the body with stones. He landed, surveyed carefully the shore and he found nothing. The corpse might be behind the ridge . . . He went towards it and from its summit examined the ground. His search was useless.

Turning around and facing the landing place, E-koo-ma stopped short. To his great astonishment, Oo-too-siak appeared. Was he real? was it his ghost coming back to punish the old man? Stunned with fright E-koo-ma remained motionless.

Miraculously escaping, Oo-too-siak did not die, but left to his own resources and through patience and skill, using stones, the young hunter killed a few birds and perhaps a seal. Managing as best he could, he succeeded in warding off starvation and exposure. Hoping against hope that some day help would finally come, he unceasingly watched the sea. From a distance he recognized the oncoming kayak and its occupant. Hiding behind a rock he hailed with joy the hour of salvation and revenge.

Abiding by the old law of retaliation Oo-too-siak set off in the kayak slowly, for he was weak, he steered towards the Eskimo camp, leaving the old man to his unfortunate fate.

If some day you chance to go to Ke-ker-tá-tnar and there discover some old bleached stones, you may then remember the old E-koo-ma's story.

The Maestro's Daughter

by Florence Russell Christian

Mary Hollis, the professor's daughter, was sitting at the piano with a distressed freckled faced boy who did not want to play "Minuet in G."

"Mary," Professor Hollis called from his sick bed. "Make Newsome play that over and tell him he can't get off the bench until it's done correctly.

Newsome scowled and played "Minuet in G" once more. This time he was careful not to race toward the end when he began to see the blue sky of freedom beckoning through the window.

Newsome was eager for one reason, and Mary Hollis was just as eager for another. She wanted the afternoon of teaching over. Tonight she was to play at the USO hall agáin and Lieutenant Forsythe would be there. He'd stand by the piano and sing, and Mary's heart pumped **con anima, con brio** just for thinking about it.

She gave Newsome his new assignment and turned the small caged bird loose. She always felt sorry for the children who didn't love music but whose parents made them take lessons and then had to make them practice.

Professor John Hollis — his clever hands ruined by an automobile accident, his body so badly crippled he'd never walk again —smiled at his daughter through the open door, and Mary came in and sat down. "Well, cotton top," he asked, "is it pretty bad?"

She shook her head and her dark hazel eyes were filled with lights. "Not bad at all," she said aloud, while she silently thought, "Nothing is bad when Lieutenant Forsythe will be at the hall —and he'll be there tonight, I'm sure."

A bit of solemnity shadowed the lights in her eyes and straightened the curve of her lips. She was so afraid she'd lose Lieutenant Forsythe, because she really didn't mean anything to him except professionally. She just played while he sang. He talked to her too, but just the way he'd talk to anyone. He probably never thought about her except when he want-

ed someone to play the piano for him.

"Doesn't little Carmela come for her lesson today?" John Hollis asked eagerly. "She's going to be a wonderful musician, and she's so lovely and proud and sweet."

"Isn't she though!" Mary agreed, but she was scarcely thinking of Carmela Mendez. She was still thinking about Dave Forsythe with his steady blue eyes and straight dark hair.

"Let's see now," her father continued. "You have only Carmela left this afternoon and then you're free until tonight when you play at the USO." He lifted a little on one elbow. "Tell me . . . do you really like playing down there—playing all sorts of music—boogie-woogie and all?"

Mary's eyes were still soft from thoughts of Dave. "At first I didn't like all of it, but now—now I really enjoy myself because Lieutenant Forsythe sings when I play. We didn't start out as a team—but somehow it just happened. It's so informal at the center; nice too. There's an older woman in charge—a Mrs. Byrnes—and all the boys call her 'Mother.' That's her official title, but Dave always gets embarrassed when he says it. He says it makes him feel forward to call a stranger 'Mother.' "

"Who's Dave?" John Hollis questioned.

"Lieutenant Forsythe," Mary explained, and her cheeks colored. "He has a lovely voice—a baritone—and I love to hear him sing. I love to play for him."

"Maybe he could come out here and sing," John Hollis suggested eagerly. "It wouldn't bother me in the least, no matter how late it became. Don't ever think I object to young folks about the house, Mary. "You just go ahead and ask him to come over."

The color in Mary's face deepened. "I—you see—he hasn't asked to—come over. He isn't interested in me at all—it's just that I play well and he needs someone to accompany him. I see him talking to lots of girls at the center. I—"

The door chimes played a small tune, and Mary hurried from her father's room—a bit relieved—to let Carmela Mendez in. Already she had said too much to her father. He'd worry now again because she didn't have nice young men callers like all the other girls did. He'd think it was because she was trying to keep everything quiet for him, but that wasn't it at all. He'd relish a bit of gaiety about the house—only Mary couldn't seem to learn how to make friends with boys like Dave Forsythe. She didn't know what to say to them.

Carmela Mendez went to the piano almost hungrily. Her slim brown fingers started playing "Clare de Lune" with such smooth and flawless beauty that her perfection reached through the stress in Mary's heart and she caught herself listening to the flow of melody as the orphaned girl's fingers moved lightly along the keys. Mary knew that in the next room her father was breathless with pride in their protegee.

Carmela was from the Sisters' school and that was all the home she had. There'd been an uncle once when she was just a baby. He'd brought the tiny tot to the Sisters and told them he'd send a check every month for her keep. He'd seemed very nice about it and had given his name and address—only they'd never heard from him again and when they checked there was no one by that name at the address given.

The Sisters had raised Carmela, and Mary Hollis was teaching her to play the piano . . . technically at least, for Carmela was like the crippled John Hollis—genius material. The simplest melody at her touch became a magic thing.

Remember

You know the hours' anguished slowness
When nigh creeps sluggard-like toward distant dawn;
You know the darkness' still aloneness
When all companionship and hope seem gone—
Forget you then Gethsemani
And Him Who bore
The blood, wine-pressed, of agony
From every pore?
You know the touch of cruel fingers
Whose name is pain, whose enemy is rest;
You know the sword-thrust hurt that lingers
In head, in heart, in limb, in aching breast—
Remember then the dungeon dim,
The ropes, the thongs,
The swarthy soldiers scourging Him
Who bore your wrongs?
You know the helplessness of weakness
Of hands, that can but idle, strengthless lie,
You know the sickroom's weary bleakness
When all the busy world goes passing by—
Forget you then the hands fast-nailed
The feet pierced through,
The One Who, on a cross impaled,
Sought death—for you?

—D. F. Miller.
("The Ligourian")

Betwen Mary and the child there was a certain kinship of mood. "We're both lonely," Mary thought. "Carmela is lonely for love of father and mother, for sisters and brothers. I'm lonely for . . . Dave Forsythe. I want to mean something to him, but I don't. There are too many cute girls; my mouth's too large and I'm towheaded—I'm a cotton top and it isn't fashionable any more—but I can't help it. My hair just doesn't get any darker."

Carmela finished "Prelude in G Minor" in a way that would have charmed Rachmaninov and her blazing dark eyes lifted from the music to center on Mary's face, soften and grow pleading. "Miss Hollis, please?"

"Yes, Carmela?"

"Could . . . you do me a little favor?" There was fear of failure in the child's tense face, and Mary Hollis melted before it.

"What favor, Carmela? If I can, I'll certainly do it."

"Tomorrow evening — could you come to our party? All the girls at the Sisters' school are bringing someone—from the outside, you know—like a mother, a sister or an aunt, and I'd like to have someone too." The dark eyes were wide and wistful. "I thought—"

"Of course I'll come," Mary said quickly, touching the child's soft hair. "I'll be your big sister. It will be fun, Carmela, and I thank you for asking me."

Then Carmela's arms were about Mary's neck and her warm cheek touched against Mary's lovingly. "You're so good to me, Miss Hollis—so very, very good—and you're s-so beautiful." Tears came into the little girl's eyes and she picked up her music and ran sobbingly from the house.

"What's wrong with Carmela?" John Hollis called, and Mary told him.

"Poor little chick," he murmured. "Poor little dear. She'll think of nothing else now and it's such a little bit. She makes me sad, Mary. I don't know why, but she does."



The Sorrowful Mother.

The music played and sung at the USO center was a far cry from the music Mary Hollis taught her students, but Mary wasn't annoyed by it—and neither would John Hollis have been. They were too sympathetic and understanding for that type of snobbery. If a homesick boy asked flaxenhaired Mary Hollis to play "Chattanooga Choo-Choo," "Don't Sit under the Apple Tree," or "Deep in the Heart of Texas," she played his request with all the fervor she would have put into the execution of Liszt's "Hungarian Rhapsody No. 2."

And she wished—how she wished—her father could come to the center to play for the boys. His white hair would bob wildly, his dark hazel eyes would dance and he'd sway and swing rhythm till they'd bring the house down on him in thundering applause. Then John Hollis would sneak Stravinsky's "Dance Russe" over on them, or Bach's "Fantasia in C Minor" or Chopin's "Mazurka"—and they'd listen because they'd be under a spell until he dropped his hands to his sides and set them free.

"He used to love to entertain people," Mary thought. "It was meat and wine to him, and that's how he won mother. He married young and he says I'm rather like him. But if I'm to marry young I'd better hurry or I won't be young any longer—nor pretty at all, because I'm not actually pretty now. Carmela thinks so because she's lonely and lost."

There was a deepening of applause. Mary glanced over her shoulder and saw Lieut. Dave Forsythe walking toward her in long even strides, his blue eyes friendly toward everyone, his shoulders straight and broad.

"Hello, Mary," he said, and her heart turned over completely; but she was practical and set it right again. There'd been no special inflection of his voice just for her. There'd been no special look in his eyes. He'd

used the same tone of voice he used when he came through the door and was greeted by "Mother" Byrnes.

" 'Perfidia!' " someone called.

" 'Perfidia!' Mary," Dave said, grinning down at her.

She played the accompaniment while he sang—not the modern American words but the original Spanish, and beautifully.

Mary Hollis breathed faster and grew tense and nervous in an effort to remain casual and easy. "Where did you learn your Spanish, Lieutenant?" she asked from a parched throat.

"Down in Mazatlan, Sinaloa, Mexico," he answered quickly because the boys were clamoring for more music, more singing. Dave sang "Deep River," "Shortnin' Bread," "Sleepy Lagoon," "Home on the Range" and "The Breeze and I" before they'd let him stop, and it was late by then. It was time for the air base boys to catch their bus on one side of the avenue and for Mary Hollis to catch hers on the other side.

Lieut. Dave Forsythe walked to the street corner with her. "Good night, Mary," he said politely. "Thank you for playing for me."

"Good night, Dave," she answered. And that was all—just as it always was—and tomorrow night she wouldn't even see him. She played only on Tuesdays, Thursdays and Saturdays. Tomorrow was Friday, and Friday was her most trying day. She seemed to have more pupils on Friday than she did any other day of the week. And more trying pupils—children like Newsome, who didn't like to play the piano but had to because their mothers said they must.

Friday was even worse than Mary Hollis had anticipated and by 6 o'clock she was thoroughly tired. She saw her last pupil through and then came to sit a while beside her father's bed.

"You're worn out, child," he said. "I wish you didn't have to go out this evening."

THE OLD LOOK—They will not be unattractive men or women; they will not be lackluster persons rarely, if ever, smiling or manifesting interest in their fellow beings; they will not be kill-joys, solemn and dry, forever wearying people with their jeremiades about the vanities of the world, and frightening with their predictions of divine wrath. Who will not be what? The saints, of course, of 1948! They will be the most attractive and likeable of all people. They will be filled with a constant love of God and of all His children. They will be joyous, serene, and considerate. Through their veins will run the milk of human kindness.—Lake Shore Visitor-Register.

REAL SUPERMEN—As Catholics we must know how to make a resolution and keep it, not only at New Year's but every time we go to Confession. As Catholic we know that two things are required for success, a determined will and frequent prayer.

—The Catholic Messenger

AMOR—There is no brighter chapter in early Christianity than that which pictures the outside world as recognizing Christians from this, that they loved on another. —Catholic Universe Bulletin.

"But I can't disappoint Carmela," she said. "It would hurt her too much."

"No," he agreed. "You can't disappoint Carmela."

The bedside phone rang and John Hollis reached for it. That was his work—almost the only work he could do with his mutilated hands—and usually the calls were for him. He was not a sullen ill-tempered invalid, nor had he developed a saccharine and complete synthetic sort of sweetness. John Hollis was just natural and friendly and had therefore accumulated and held a host of loyal friends.

"Yes," he said, "yes, she is." His face lighted. "For you, Mary."

Mary's eyes widened and then glowed. "Hello. Oh, hello, Dave," she said softly. "Yes I am surprised a little." Then the glory died from her face. "Tonight?" Her stricken eyes found her father's. "Tonight?" she echoed bleakly but her father wasn't looking at her now.

He was fumbling with something on his bedside table and she knew why. This was for her to decide; and while Dave Forsythe was telling her about the show he'd like to take her to see, she fought a swift battle. "It's the first time he has ever asked me to go out with him. It's the first time he has paid any real attention to me. If I turn him down tonight he'll never ask me again. There are dozens and dozens of girls who'd love the chance I'm getting now, and if I don't take it one of them will—some girl like Nan Stephens who's cute and can play an accompaniment as well as I can, or almost as well. I'm not related to Carmela. I'm not responsible for her. I'm not charging her for her lessons. That's my share in her future. I—I cant' do this."

"And after the show," Dave was saying, "I thought we might stop in for a bite to eat somewhere if you'd like. I can stay out as late as I like tonight—24 hours leave."

"I'll call the Sisters' school," Mary thought desperately, "and tell someone to tell Carmela I can't come." Her mind made a quick picture of a black-robed Sister telling the child, and she visualized only too acutely Carmela's stricken black eyes and trembling lower lip. Mary fought away from the pleading

lonely little figure. "Oh, I don't care, I don't care," she thought. "What good will it really do for me to be there? I'm not reponsible. I can't do it. I can't."

Lieut. Dave Forsythe was waiting for an answer now and her hesitancy was becoming alarming. Mary's lips moved and her voice sounded like the voice of someone speaking in a huge empty auditorium. "I'd love to go, Dave," she said hollowly, "only . . . only I can't. I . . . have to go to a party . . . a little girl's party," she amended hastily, "and I can't disappoint her."

"I see," Dave said flatly and Mary Hollis cringed 'inwardly. He must be seeing that she couldn't disappoint a little girl, but she could disappoint Lieut. Dave Forsythe who was fighting for her country as well as his own. "I'm sorry you can't go," Dave finished stiffly. "Good-by, Mary."

"Good-by," she whispered and then she leaned back in her chair, her eyes closed. "Why am I such a fool?" she moaned aloud.

"Because your father was one before you, I suppose," John Hollis admitted cheerfully. "The lieutenant wanted to take you out but you couldn't let Carmela down. If you'd had all day to think it over you still wouldn't have been able to disappoint her. You'd keep seeing her eyes, like the eyes of a starved pup looking at a display in a butchershop window."

Tears spangled Mary's hazel eyes with light. "Stop it," she cried out. "I—I can't stand it—and I just don't make sense."

"Neither did I until I met your mother," John Hollis said. "She gave me everything I needed, including you. Up till then I was simply adrift."

"Yes," Mary thought silently. "You found mother and kept her, but I've lost Dave. He doesn't have to bother with a queer cotton top like me. He can take his pick of the prettiest girls in this town."

Mary Hollis went to the party to receive a small quota of compensation from the glowing proud eyes of a small Spanish-American waif who otherwise would have had no one "from outside." Mary Hollis talked with aunts, uncles, sisters, brothers, fathers mothers and grandparents of other children, and all the time she was followed by Carmela's worshiping grateful eyes.

The children put on a small play after which refreshments were served, and then the "outside guests" were permitted to go home. Mary received an ardent hug from her happy protegee and left feeling very kind and noble and completely miserable.

She let herself into the house and rapped softly on her father's door. His voice invited her in.

As she entered, Mary gasped a little and stood still. Dave Forsythe rose to his feet, grinning. "I just got to thinking," he said, explaining his presence, "that little girls' parties seldom last long. I used to get invited to them years ago. So I thought I'd drop over and wait awhile if anyone was home."

"I saw him through the window and lured him in," John Hollis explained. He glanced toward the clock on the chest of drawers. "Didn't I hear you say you'd like to see the picture showing tonight, Lieutenant? You two could make the last show if you'd hurry."

"Right, sir," Dave answered. He clasped John Hollis' crippled hand without appearing to notice its deformity. "I've certainly enjoyed getting acquainted with you."

"Drop in anytime," John Hollis said with just the proper amount of urging in his voice. And then—with just a touch of humor at the corners of his mouth and in the hazel-dark eyes—he added, "I love to stay up late and Mary always lets me when we have company."

"I'll be seeing you often, then," Dave promised.

And Mary Hollis stepped out the door with Lieut. David Forsythe—her lieutenant.

SHAPE OF THINGS—The chasm in this country between secularism and religion is widening. The new struggle for control of men's souls and their earthly destinies is between those who want God to be the dominant force in human life and those who want to make man supreme. The most stirring controversy of these times is between those who regard man as a creature composed of body and soul, with an exalted supernatural destiny in eternity and those who regard man as only a body, highly developed through a process of selective evolution, whose brain and nervous system are the ultimate force in human life. The religionists want to make God the center of all living and to bring all human life in subservience to the divine mind and the divine will. The secularists want to make man the center of living and to substitute science, literature, music, education, and general culture for the one, true, living, Almighty God. This controversy is becoming very specific in the schools at this moment and the world of American education is shaping up for a long, bitter, knock-down and drag-out struggle.—Duluth Register.

The Question Box

Only signed letters will be answered

Post-Christmas observation by **M. Hattie:** "Men talk about ladies' hats. What about men's ties and socks. I've never seen so many colorful ones." **Long's** rebuttal: And who buys 'em?

What in the world are **fluttering compliments? Dolly Jaswic** gives with a few examples, to wit: How nice of you to do it! You're so thoughtful! I did it just for you! I never had a nicer time with anyone!

According to **Sarah Lou,** people to shun are those who everlastingly shift the blame to others.

Among the best ways of advertising is the word-of-mouth method. The **Novena** is counted a **"modern miracle"** today because of the great crowds it attracts inevitably all over the world. And it became known mainly through the word-of-mouth technique as employed by **Novenites** first in Chicago, then elsewhere. The thing is, then, **talk about THE NOVENA on every occasion, any place.** See that it gets mention in each conversation at least once. As someone suggested, every **Novenite** ought to answer tne telephone on Friday with this greeting—**"This Is Novena Day, Hello."**

I have heard about priests performing marriages in private homes. How do you explain this?

Canon Law demands that Catholics be married in church, preferably with a nuptial Mass. Bishops have the power to dispense from this obligation for a sufficient reason. Marriages between Catholics and non-Catholics, on the contrary, must be celebrated outside the church, except for a grave cause.

The usual place for a mixed marriage is the rectory. Some Bishops occasionally grant permission for the celebration of such marriages in private homes but only as a concession to the non-Catholic party who might otherwise insist on a civil ceremony.

If soldiers before battle receive General Absolution from the Chaplain, must they still tell their sins in Confession if they survive the conflict? Have they not been forgiven?

The sins have all been forgiven (if the conditions of sorrow and purpose of amendment are fulfilled) but only in an extraordinary manner. The soldiers must still submit their sins to ordinary Power of the Keys in the Confessional.

The same rule holds for people who have been absolved while unconscious and presumably dying from accident. Their sins have not been **confessed,** and the obligation to confess them remains if they recover.

Is there any special Indulgence gained by visiting a cemetery?

Yes. An Indulgence of seven years may be gained for the faithful departed by all who visit a cemetery, and there pray for the holy souls on any day of the year.

May an electric light bulb be used in place of the regular sancturay lamp?

The traditional sanctuary lamp is made of beeswax and olive oil, other oils being allowed in case of necessity. During times of war local Bishops have been allowed by the Holy See to permit lamps that burn other oils, even vegetable. As a last resort, even the electric light may be used; but note well that it is 'as a last resort' only. The full favor of the law still rests on the flickering lamp of the beeswax candle.

What happens to the Host used in the monstrance at Benediction?

The priest at Mass will, at least once a week, consume this Host after his regular Communion, and he will replace a newly consecrated Host in the lunette, ready to be used at the next Benediction. The monstrance, of course, is the golden vessel used on the altar for Benediction, and the lunete is the small glass-and-gold holder for the Host, which is placed inside the monstrance.

Have you heard these?

A sign on a farm in Mississippi: "Positively no more baptizing in my pasture. Twice in the past two months my gate has been left open by Christian people, and before I chase my heifers all over the country again, all sinners can go where they are supposed to go."

Lady: I hate to bother you again; but would you mind giving me just one more glass of water?

Hotel Clerk: Why, certainly, madam; but would you mind telling me what you are doing with it? This is the fourth.

Lady: I know you'll just die when I tell you, but I am trying to put out a fire in my room.

Mother: Where have you been, Willie boy; you are usually in an hour before this.

Little Willie: I was playing postman. I gave a letter to all the houses in this street. Real letters, too.

Mother: But where in the world did you get them?

Willie: They were the old ones in the attic, tied up with blue ribbon.

Office Boy, nervously: Please, sir, I think you're wanted on the phone.

Manager: You think? What makes you say, I think?

Office Boy: Well, sir, someone at the other end said: "Is that you, you old idiot?"

Bill: I do enjoy lying in bed in the morning and ringing the bell for my valet.

John: I didn't know you had a valet.

Bill: I don't; but I do have a bell.

Edith: Dick, dear, your office is in State St., isn't it?

Dick: Yes; why?

Edith: That's what I told dad. He made such a funny mistake yesterday. He said he'd been looking you up in Bradstreet.

Helper at rummage sale, proudly,: "I've sold everything out of that room.

Minister's Wife: Dear, dear! That was the cloakroom.

STUDENT BURSE

Ein eifriger Unterstützer unseres Priesterhilfswerkes ist gestorben. Er selbst war arm, und sehr still. Von Zeit zu Zeit schrieb er dem Schriftleiter. Sehr einfach klangen seine Worte. Sie waren aber reich und tief an wärmster Frömmigkeit. Wir sollen nichts über ihn erzählen. Das dürfen wir aber doch wohl sagen: Schließen wir ihn in unsere Gebete ein. Möge Gott ihm die ewige Ruhe geben!

Ein Mädchen sandte uns eine — für ihre Verhältnisse — größere Summe für die Erziehung armer Studenten zum Priestertum. Es ist schon ziemlich lange her. Auch sie wollte nicht, daß man ihren Namen irgendwie erwähne. „Das ist mein Bankgeld beim lieben Gott“, schrieb sie, „und was ich in der Bank habe, geht keinen Menschen etwas an.

Es gibt doch noch edle Seelen in der Welt. Mehr als wir ahnen. Ihre Opfer bauen das, was in der Kirche Christi gleich nach dem Heiland selbst kommt: Heiligkeit und ewigen Segen.

Im Laufe des vergangenen Monats wurden uns folgende Gaben für die Erziehung armer Priesterstudenten zugesandt:

Februar-Marienbote:	$3,916.62
Herr und Frau Joh. Ries, Mendham	5.00
Franziska Holitzki, Killaley	50.00
Ein Freund, Emberville	1.00
	$3,972.62

Senden Sie Ihre freundliche Gabe an—

The Marian Press
922-24 Victoria Ave. Regina, Sask. Canada

Invite Your Friends to Subscribe to the Marienbote